Gotthold Ephraim Lessing's

sämmtliche Schriften.

Zwei und dreißigster Band.

Berlin und Stettin.
In der Nicolaischen Buchhandlung.
1828.

Inhalt.

	Seite
Briefe antiquarischen Inhalts. Zweiter Theil. Fünf und dreißigster bis sieben und funfzigster Brief. .	1
Entwürfe zur Fortsetzung der Briefe antiquarischen Inhalts. (Aus Lessing's Nachlaß.)	173
Zusätze zu den Briefen antiquarischen Inhalts, von Johann Joachim Eschenburg.	205
Zusätze zu der Abhandlung vom Alter der Ölmalerei, von Johann Joachim Eschenburg.	239

Briefe, antiquarischen Inhalts.

Ἀγωνισμα μαλλον ἐς το παραχρημα
ἀκουειν ἡ κτημα ἐς ἀει —

Zweiter Theil.

Fünf und dreißigster Brief.

Ich darf es wiederholen:*) „Was gegen meine Deutung des sogenannten Borghesischen Fechters zur Zeit noch erinnert worden, ist nicht von der geringsten Erheblichkeit."

Was besonders Herr Klotz dagegen eingewendet hat, könnte nicht kahler seyn. Ich schlug vor, die Worte des Nepos, obnixo genu scuto, nicht zusammen zu lesen, sie nicht zu übersetzen, mit gegen das Knie gestemmtem Schilde; sondern nach genu ein Komma zu machen, und obnixo genu besonders, und scuto besonders zu lesen. Hierwider sagt Herr Klotz, ich weiß selbst nicht was. Er räumt mir ein, daß man obniti in dem Sinne finde, in welchem ich sage, daß es hier gebraucht sey: und räumt es auch wieder nicht ein. Er führt selbst noch eine Stelle aus dem Livius an, die ich hätte brauchen können, und doch soll mir auch die nicht zu Statten kommen. Er gesteht zwar, daß man sagen könne, obnixo pectore, obnixa fronte, ohne Zufügung der Sache, gegen welche sich die Brust oder die Stirne stemmt; aber er versichert, daß man nicht sagen könne, obnixo genu. Warum nicht? Die Ursache behält er für sich; ich muß

*) S. Bd. 31. Brief 13.

mich mit einem pro autoritate gesprochenen alia ratio est, mit einem insolens dicendi ratio begnügen.

Sie meinen, daß Herr Klotz, wenn es auf die Latinität ankommt, auch schon eher das Recht hat, ein Wort pro autoritate zu sprechen, als ich. Das mag seyn! Aber ich kann mich allenfalls auf Männer berufen, die auch ihr Bißchen Latein verstanden haben. Denn ich bin nicht der erste, der obnixo genu von scuto trennt. Unter anderen muß es auch Stewechius so zu trennen für gut befunden haben. Er schreibt in seinem Commentar über den Vegetius:*) Chabrias, Atheniensium dux, rei bellicae peritissimus, quo Phalangis impetum sustineret, jussit suos in acie subsistere, docuitque obnixo genu, scuto, projectaque hasta, phalangem expectare et excipere.

Aber Herr Klotz weiß nicht, was obnixo genu heißen soll. Er fragt: quid vero est *obnixo genu?* an idem quod *obnixo gradu?* hunc certe sensum locus postulat. In Wahrheit, wenn das so recht gefragt ist, so muß sich das gute Latein zuweilen von dem gesunden Menschenverstande sehr weit entfernen; denn obniti zeigt unstreitig eine Gegenwirkung an; das Bestreben eines Körpers, sich nicht aus dem Raume drängen zu lassen, den er einmal einnimmt. Es kommt also mehr dem

*) Ad Cap. 16. Lib. II.

Körper selbst, als einer Veränderlichkeit desselben zu: und man würde berechtigt seyn, gerade umgekehrt zu fragen: quid vero est *obnixo gradu?* an idem quod *obnixo genu?* Denn sicherlich ist es der Fuß, und nicht der Schritt oder Tritt des Fußes, welcher entgegen gestemmt wird. Ich habe keine Autores mit Erythräischen Registern zur Hand; aber dessenungeachtet wollte ich wohl wetten, daß Herr Klotz keine Parallelstelle für obnixo gradu finden dürfte; denn gradus stabilis, gradus certus, ist das noch lange nicht.

Auch die Handschriften des Nepos glaubt er gegen mich anziehen zu können. Wenn genu, sagt er, getrennt werden sollte, so müßte das folgende projecta hasta nothwendig eine Verbindungspartikel, ein et oder ein que haben; die meisten Handschriften lesen es aber ohne Verbindungspartikel; folglich u. s. w. — Die meisten! Hat sie Herr Klotz gezählt? Es sey; aber die meisten sind doch nicht alle. Und wenn es auch nur eine einzige wäre, welche projectaque hasta hätte, so wäre auch diese einzige für mich schon genug. Wie viele richtige Lesarten gründen sich bloß und allein auf eine einzige Handschrift; und welcher Kritikus in der Welt hat die Güte einer Lesart nach der Menge der Handschriften bestimmen wollen, in welchen sie sich befindet?

Endlich merkt Herr Klotz noch an, daß die rechte Hand an dem Fechter neu sey, und folglich

überhaupt nichts Gewisses von ihm gesagt werden könne. Wenn es nur die Hand wäre, so würde es nicht viel zu bedeuten haben; die Richtung des übrigen Armes, die Lage der Muskeln und Nerven desselben würde deutlich genug zeigen, ob die angesetzte Hand anders seyn könnte, oder nicht. Aber Winkelmann sagt gar: der Arm.*) Und das wäre freilich schon mehr. Doch auch so ist, aus der Lage des Achselbeines und aus der ganzen Ponderation des Körpers, für den fehlenden Arm noch immer genug zu schließen.

Aber lesen Sie, bitte ich, den ganzen Ort bei dem Herrn Klotz selbst.**) Es soll mir lieb seyn,

---

*) Dies sagt auch Herr von Ramdohr, über Malerei und Bildhauerarbeit in Rom, B. I. S. 331. — E.

**) Acta Lit. Vol. III. pt. 3. p. 313. Neque de hac re me sibi assentientem habet V. cl. Primum non nego τo *obnixus* hoc sensu occurrere, et potuisset Auctor locum Livii laudare (L. VI. 12. 8.) „ne procurri quidem ab acie velim, sed ob*nixos* vos stabili gradu impetum hostium excipere.“ (Ich danke für die gelehrte Nachweisung! Eben sehe ich, daß ich sie auch von dem ehrlichen Faber hätte bekommen können, wenn es mir, wie Herrn Klotz, eingefallen wäre, ihn zu Rathe zu ziehen.) Sed insolens est dicendi ratio, *obnixo genu*, non addito nomine rei, cui obnititur. Alia ratio est exemplorum, ubi pectus et frons obniti dicitur. Quid vero est obnixo genu? an idem, quod obnixo gradu? Hunc certe sensum locus postulat. Porro plerorumque codicum lectio Viro cl. adversatur. Nam in iis legitur

wenn Sie mir mehr Bündiges darin zeigen können, als ich gefunden habe!

Sechs und dreißigster Brief.

Aber ich habe ja den Borghesischen Fechter mit dem Miles Veles zu Florenz verwechselt? Das ist doch wohl Einwurfs gegen meine Deutung genug? Und sehen Sie: Herr Klotz selbst versichert, diese Anmerkung gegen mich gemacht zu haben, noch ehe er sie in den Göttingischen Anzeigen gefunden.*)

Ei! über den scharfsichtigen Mann! Ja, ja, was dessen Falkenaugen entgehen soll! — Und er hat mich bloß mit dem Vorwurfe dieses Fehlers verschont, weil er aus Freundschaft überhaupt keine Fehler in meinen Schriften rügen wollen. Nur jetzt erst, da ich diese Freundschaft nicht erwiedern will, sondern mich unterstanden habe, Fehler in seinen Schriften zu rügen, kommt er gleichfalls damit angezogen.

Jämmerlich! — Denn was wird Herr Klotz

---

obnixoque genu scuto projectaque hasta i. e. h. d. Verbum *que* non posset deesse, si τo *scuto* conjungi deberet cum τῳ *hasta*. Denique dextra manus statuae, quae *projectam hastam* tenet, ab artifice recentiore addita est. Inde nihil certi de hac statua dici potest.

*) Hamb. Corresp. v. J. 1768. Nr. 154.

nun sagen, wenn er hört, daß der Göttingische Gelehrte seinen Vorwurf zurücknimmt, und bekennt, daß er weiter nichts damit sagen wollen, als daß meine Deutung noch eher auf den Miles Veles zu Florenz, als auf den Fechter in der Villa Borghese passen dürfte? Wird Herr Klotz sagen, daß er das auch gemeint habe? Oder wird er gar nichts sagen? Ich denke wohl, er wird gar nichts sagen; er wird sich ganz in der Stille schämen. — Schämen? Auch das wird er nicht!

Alle dessenungeachtet aber bin ich bei weitem nicht mehr so überzeugt, daß der Borghesische Fechter Chabrias ist, als ich es in meinem Laokoon gewesen zu seyn scheine. Ein Tag lehrt den andern. Laokoon war kaum gedruckt, als ich auf einen Umstand gerieth, der mich in dem Vergnügen über meine vermeinte Entdeckung sehr störte.

Zudem fand ich mich von Herrn Winkelmann selbst gewissermaßen irre gemacht; denn es hat sich in die Beschreibung, welche er uns von dem Borghesischen Fechter giebt, ein Fehler eingeschlichen, der ganz sonderbar ist. Herr Winkelmann sagt:*) „die ganze Figur ist vorwärts geworfen, und ruhet auf dem linken Schenkel, und das rechte Bein ist hinterwärts auf das äußerste ausgestreckt." Das aber ist nicht so: die Figur ruhet auf dem rechten

*) Geschichte der Kunst, S. 395.

Schenkel, und das linke Bein ist hinterwärts ausgestreckt.

Vielleicht mochte dasjenige Kupfer, welches mir aus denen, die ich vor mir gehabt hatte, am lebhaftesten in der Einbildung geblieben war, nach einem nicht umgezeichneten Bilde gemacht seyn. Es war durch den Abdruck links geworden, und bestärkte folglich die Idee, die ich in der Winkelmannschen Beschreibung fand. Ohne Zweifel mag auch ein dergleichen Kupfer den Fehler des Herrn Winkelmann selbst veranlaßt haben. Wahr ist es, der erste Blick, den ich auch in einem solchen Kupfer auf die Figur im Ganzen geworfen hätte, würde mich von diesem Fehler haben überzeugen können; denn derjenige Arm, welcher den Schild trägt, muß der linke seyn, wenn er auch schon im Kupfer als der rechte erscheint; und der Fuß, diesem Arme gegenüber, muß der rechte seyn, wenn er schon in dem Kupfer der linke ist. Aber ich muß nur immer auf diesen allein mein Augenmerk gerichtet haben. Genug, ich bin gemißleitet worden, und ich habe mich allzu sicher mißleiten lassen.

Doch, kommt denn so viel darauf an, ob es der rechte oder linke Fuß ist, welcher ausfällt? Allerdings. Vegetius sagt:*) Sciendum praeterea, cum missilibus agitur, sinistros pedes inante milites habere debere: ita enim vibran-

*) De re milit. Lib. I. c. 20.

dis spiculis vehementior ictus est. Sed cum ad pila, ut appellant, venitur, et manu ad manum gladiis pugnatur, tunc dexteros pedes inante milites habere debent: ut et latera eorum subducantur ab hostibus, ne possint vulnus accipere, et proximior dextra sit, quae plagam possit inferre. So will es die Natur. Andere Bewegungen, andere Äußerungen der Kraft, verlangen den rechten, andere verlangen den linken Fuß des Körpers voraus. Bei dem Wurfe muß der linke vorstehen; deßgleichen wenn der Soldat mit gefälltem Spieße den anrückenden Feind erwarten soll: denn der rechte Arm und der rechte Fuß müssen nachstoßen und nachtreten können. Der Hieb hingegen, und jeder Stoß in der Nähe, will den rechten Fuß voraus haben, um dem Feinde die wenigste Blöße zu geben, und ihm mit der Hand, welche den Hieb oder Stoß führt, so nahe zu seyn, als möglich.

Folglich, wenn ich mir den Borghesischen Fechter mit vorliegendem linken Schenkel, den rechten Fuß rückwärts gestreckt, dachte: so konnte es gar wohl die Lage seyn, welche Chabrias seine Soldaten, nach dem Nepos, nehmen ließ; denn sie sollten in einer festen Stellung, hinter ihren Schilden, mit gesenkten Lanzen, die anrückenden Spartaner erwarten: die Schildseite und der Fuß dieser Seite mußte also vorstehen; der Körper mußte auf diesem Fuße ruhen, damit sich der rechte Fuß heben, und der rechte Arm mit aller Kraft nachstoßen könne.

Hätte ich mir hingegen den rechten Schenkel des Fechters vorgeworfen, und den ganzen Körper auf diesem ruhend, lebhaft genug gedacht: so glaube ich nicht, — wenigstens glaube ich es jetzt nicht — daß mir die Lage des Chabrias so leicht dabei würde eingefallen seyn. Der vorliegende rechte Schenkel zeigt unwidersprechlich, daß die Figur im Handgemenge begriffen ist, daß sie einem nahen Feinde einen Hieb versetzen, nicht aber einen anrückenden von sich abhalten will.

Sehen Sie, mein Freund, das hätte Herr Klotz gegen meine Deutung einwenden können, einwenden sollen; und so würde es noch geschienen haben, als ob er der Mann wäre, der sich über dergleichen Dinge zu urtheilen anmaßen darf.

Und gleichwohl ist auch dieses der Umstand nicht, von dem ich bekenne, daß er schlechterdings meine Muthmaßung mit eins vernichtet. Gegen diesen wüßte ich vielleicht noch Ausflüchte; aber nicht gegen den andern.

Sieben und dreißigster Brief.

Sie sollen ihn bald erfahren, den einzigen Umstand, gegen den ich es umsonst versucht habe, mich in dem süßen Traume von einer glücklichen Entdeckung zu erhalten; denn eben hat ihn ein Gelehrter berührt.

Und zwar eben derselbe Gelehrte, um dessen nähere Erklärung über den Vorwurf der Verwechselung des Borghesischen Fechters mit dem Miles Veles zu Florenz, ich mir in dem dreizehnten dieser Briefe *) die Freiheit nahm, zu bitten.

Er hat die Güte gehabt, mir sie zu ertheilen. Lesen Sie beiliegendes Blatt. **)

„Herr Lessing ist mit dem Recensenten der Winkelmannschen Monumenti inediti in unseren Anzeigen unzufrieden, daß er ihm Schuld giebt, als habe er den Borghesischen Fechter mit dem sogenannten Miles Veles im Museo Florentino verwechselt. Herr Lessing hat Recht; der Recensent hätte allerdings dieses wenigstens durch ein, es scheint, ausdrücken sollen. Herr Lessing lehnt auch wirklich einen solchen Verdacht auf eine nachdrückliche Weise von sich ab. Hierzu kommt in der That noch dieses, daß der Miles Veles den Schild eben so wenig vor sich an das Knie gestemmt hält, und daß also das obnixo genu scuto eben so wenig Statt findet; obgleich sonst die Stellung eines Kriegers, der seinen Feind erwartet, und insonderheit das gebogene Knie, auf die beschriebene Stellung des Chabrias eher zu passen schien; in so fern man annehmen kann, daß des Chabrias Soldaten den Schild auf die Erde angesetzt, ein Knie

---

*) S. Bd. 31. S. 70.

**) Göttingische Anzeigen v. J. 1768. St. 130. S. 1058.

gebogen und daran gestemmt, und auf diese Weise ihre Kraft verdoppelt haben. Eben diese Vorstellung hatte dem Recensenten Anlaß zu jener Vermuthung gegeben, welche freilich Herr Lessing mit Grunde von sich abweiset, und abweisen kann. Jene Stellung läßt sich vielleicht auch eben so gut, und noch besser, im Stehen denken, so daß der Soldat das Knie an den Schild anschließt, um dem andringenden Feinde mit Nachdruck zu widerstehen." —

Das ist alles, was ich verlangen, das ist alles, was ich von einem rechtschaffenen Manne erwarten konnte! Er, dem es bloß um die Aufklärung der Wahrheit zu thun ist, kann wohl dann und wann ein Wort für das andere, eine Wendung für die andere ergreifen; aber sobald er sieht, daß dieses unrechte Wort, daß diese unrechte Wendung einen Eindruck machen, den sie nicht machen sollen, daß kleine hämische Kläffer dahinter her bellen, und die unwissende Schadenfreude den Wurf, der ihm entfuhr, für abgezielt ausschreit: so steht er keinen Augenblick an, das Mißverständniß zu heben, die Sache mag noch so geringschätzig scheinen.

Was wäre es denn nun, zwei Statuen verwechselt zu haben? — Freilich wäre es für die Welt weniger, als nichts; aber für den, der sich einer solchen Nachlässigkeit schuldig machen könnte, und gleichwohl von dergleichen Dingen schreiben wollte, wäre es viel. Das Quid pro quo wäre zu grob, um das Zutrauen seiner Leser nicht dadurch zu verscherzen.

Ich will mich erklären, in wie fern ich auf dieses Zutrauen sehr eifersüchtig bin. Niemanden würde ich lächerlicher vorkommen, als mir selbst, wenn ich auch von dem allereingeschränktesten, unfähigsten Kopfe verlangen könnte, ein Urtheil, eine Meinung blindlings, bloß darum anzunehmen, weil es mein Urtheil, weil es meine Meinung ist. Und wie könnte ich so ein verächtliches Zutrauen fordern, da ich es selbst gegen keinen Menschen in der Welt habe? Es ist ein weit anständigeres, worauf ich Anspruch mache. Nämlich: so oft ich für meine Meinung, für mein Urtheil, Zeugnisse und Fakta anziehe, wollte ich gern, daß Niemand Grund zu haben glaubte, zu zweifeln, ob ich diese Zeugnisse auch wohl selbst möchte nachgesehen, ob ich diese Fakta auch wohl aus ihren eigentlichen Quellen möchte geschöpft haben. Ich verlange nicht, mit dem Kaufmanne zu reden, für einen reichen Mann geachtet zu werden; aber ich verlange, daß man die Tratten, die ich gebe, für aufrichtig und sicher halte. Die Sachen, welche zum Grunde liegen, müssen so viel möglich ihre Richtigkeit haben; aber ob auch die Schlüsse, die ich daraus ziehe? Da traue mir niemand; da sehe jeder selbst zu.

Sonach: wenn man den Borghesischen Fechter, den ich für den Chabrias halte, nicht dafür erkennen will; was kann ich dawider haben? Und wenn man mich wirklich überführt, daß er es nicht seyn könne; was kann ich anders, als dem danken, der

mir diesen Irrthum benommen, und verhindert hat, daß nicht auch andere darein verfallen? Aber wenn man sagt, der Borghesische Fechter, den ich zum Chabrias machen wolle, sey nicht der Borghesische Fechter: so ist das ganz ein anderes. Dort habe ich mich geirrt, indem ich die Wahrheit suchte: und hier hätte ich als ein Geck in die Luft gesprochen. Das möchte ich nicht gern!

Doch, wie gesagt, es ist nicht geschehen; der Göttingische Gelehrte hat auch gar nicht sagen wollen, daß es geschehen sey; nur Herr Klotz hat, unstreitig aus eigener Erfahrung, einen solchen Blunder für möglich halten können; jener würdigere Widersacher hat bloß sagen wollen, daß meine Deutung besser auf eine andere Statue, als auf die, von der ich rede, passen dürfte.

Doch auch hierauf, wie Sie werden bemerkt haben, scheint er nicht bestehen zu wollen; denn auf der einen Seite erklärt er sich, daß die Stellung des Miles Veles gleichfalls nicht vollkommen der Beschreibung des Nepos entspreche, indem das obnixo genu scuto, nach der gemeinen Auslegung, eben so wenig von ihm, als von dem Borghesischen Fechter gelte: und auf der andern räumt er ein, daß der stehende Stand des Borghesischen Fechters sich mit den Worten des Nepos eben so wohl zusammen räumen lasse, als der knieende des Miles Veles. Er hält sich auch in der Folge lediglich an meine Deutung selbst, und zeigt bloß umständlicher

und genauer, warum diese nicht Statt haben könne, ohne sie weiter seiner Florentinischen Statue zueignen zu wollen. Denn lesen Sie nur:

„Nun bleiben aber doch gegen die andere von Herrn Lessing vorgebrachte Meinung, daß der Borghesische Fechter den Chabrias vorstellen solle, folgende Schwierigkeiten übrig, welche der Recensent damals freilich nicht beibringen konnte. Nepos beschreibt die Stellung der Soldaten des Chabrias so, daß sie einen Angriff des eindringenden und anprallenden Feindes haben aufhalten wollen: reliquam phalangem loco vetuit cedere, obnixoque genu scuto projectaque hasta impetum excipere hostium docuit. Der natürliche Verstand der Worte scheint der zu seyn, daß die Soldaten das Knie an den Schild anstemmen, und so den Spieß vorwärts halten mußten, daß der Feind nicht einbrechen konnte. Diese Erklärung wird durch die beiden Parallelstellen im Diodor und Polyän, und durch die Lage der Sache mit den übrigen Umständen selbst, bestätigt; denn der Angriff der Lacedämonier geschah gegen die auf eine Anhöhe gestellten Thebaner. (Vergl. *Xenoph.* Rer. Gr. V. 4. 50.) Hiermit scheint der Borghesische Fechter nicht wohl überein zu kommen, dessen Stellung diese ist, daß er nicht sowohl den Angriff aufhält, als selbst im lebhaftesten Ausfalle begriffen ist; daß er den Kopf und die Augen nicht vor- oder herabwärts, sondern aufwärts richtet, und sich mit dem aufwärts gehaltenen

Schilde vor etwas, das von oben her kommt, zu verwahren scheint; wie nicht nur das Kupfer zeigt, sondern auch Herr Lessing im Laokoon selbst die Beschreibung mit Winkelmann's Worten anführt. Herr Lessing, der diese Unähnlichkeiten gar wohl bemerkt hat, schlägt vor, die Stelle im Nepos durch eine andere Interpunktion der Stellung des Borghesischen Fechters näher zu bringen. Dem sey also; aber auch dann wissen wir weder die Stelle im Diodor und Polyän, noch die Stellung beider Heere, noch das loco vetuit cedere, das projecta hasta, das impetum excipere hostium damit zu vereinigen. Doch alles dieses muß Herr Lessing nicht als Widerlegung, sondern als Schwierigkeiten ansehen, die er in der Folge seiner Briefe vielleicht aus dem Wege räumen wird. Denn sonst würden wir noch anführen, daß der ganze Körper des Borghesischen Fechters in unseren Augen den ganzen Wuchs und die Bildung, Haltung und Stellung eines Fechters, aber gar nicht das Ansehn eines atheniensischen Feldherrn hat. Aber nach Kupfern läßt sich so etwas nicht beurtheilen, und hierbei könnte die Vorstellungskraft sehr verschieden seyn. Noch müssen wir gedenken, daß wir vor einiger Zeit in Herrn Prof. Saxens zu Utrecht Abhandlung de Dea Angerona p. 7. den Stein im Mus. Flor. T. II. tab. 26. n. 2. gleichfalls mit dem Chabrias verglichen gefunden haben."

Das nenne ich doch Einwürfe! Hier höre ich

doch einen Mann, der mit Kenntniß der Sache spricht, der Gründe und Gegengründe abzuwägen weiß, gegen den man mit Ehren Unrecht haben kann! — Erlauben Sie mir, die ganze Stelle durchzugehen, und anzuzeigen, was ich für mehr oder weniger schließend, und was ich für völlig entscheidend darin halte.

Der Göttingische Gelehrte erkennt in der Borghesischen Statue den ganzen Wuchs, die ganze Bildung eines Fechters; das Ansehn eines atheniensischen Feldherrn hat sie ihm gar nicht. — Gegen jenes hat Winkelmann schon erinnert, „daß den Fechtern in Schauspielen die Ehre einer Statue unter den Griechen wohl niemals widerfahren sey, und daß dieses Werk älter, als die Einführung der Fechter unter den Griechen, zu seyn scheine." Auf dieses würde ich antworten, daß die Statue ikonisch sey. Es war eine größere Ehre bei den Griechen, eine ikonische Statue zu erhalten, als eine bloße idealische: *) und Chabrias war der größern Ehre wohl würdig. Folglich muß man das Ideal eines Feldherrn daran nicht suchen; sie ist nach der Wahrheit der Natur gebildet, und aus einem einzelnen Falle genommen, in welchem sich Chabrias selbst zugleich mit als den thätigen Soldaten zeigte, nachdem er sich als den denkenden Feldherrn erwiesen hatte. Wenn Winkelmann die erhabeneren Sta-

*) Laokoon (Bd. II.) S. 137.

tuen des Apollo und Laokoon mit dem Heldengedichte vergleicht, welches die Wahrscheinlichkeit über die Wahrheit hinaus bis zum Wunderbaren führt; so ist ihm unser Fechter, wie die Geschichte, in welcher nur die Wahrheit, aber mit den ausgesuchtesten Gedanken und Worten, vorgetragen wird. Er sieht in seiner Bildung einen Menschen, welcher nicht mehr in der Blüthe seiner Jahre steht, sondern das männliche Alter erreicht hat, und findet die Spuren von einem Leben darin, welches beständig beschäftigt gewesen, und durch Arbeit abgehärtet worden. Alles das läßt sich eher von einem Krieger überhaupt, es sey ein befehlender oder gehorchender, als von einem abgerichteten feilen Fechter, sagen.

Nach der Form, welche also wider meine Deutung eigentlich nicht wäre, lassen Sie uns die Stellung betrachten. Der Borghesische Fechter, sagt Winkelmann, hat den Kopf und die Augen aufwärts gerichtet, und scheint sich mit dem Schilde vor etwas zu verwahren, das von oben her kommt. Aber der Soldat des Chabrias, sagt mein Gegner, mußte gerade vor sich hinsehen, um den anrückenden Feind zu empfangen; ja, er mußte sogar herabwärts sehen, indem er auf einer Anhöhe stand, und der Feind gegen ihn bergan rückte. Hierauf könnte ich antworten: der Künstler hat sein Werk auf eine abhängende Fläche weder stellen können, noch wollen; sowohl zum Besten seiner Kunst, als zur Ehre der Athenienser, wollte er und mußte er den Vor-

theil des Bodens unangedeutet lassen, den diese gegen die Spartaner gehabt hatten; er zeigte die Stellung des Chabrias, wie sie für sich, auf gleicher Ebene mit dem Feinde, seyn würde; und diese gleiche Ebene angenommen, würde der einhauende Feind unstreitig seinen Hieb von oben herein haben führen müssen; nicht zu gedenken, daß der Feind, wie Diodor ausdrücklich sagt, zum Theil auch aus Reiterei bestand, und der Soldat des Chabrias sich um so mehr von oben her zu decken hatte. Dieses, sage ich, könnte ich antworten, würde ich antworten, wenn ich sonst nichts zu antworten hätte, das näher zum Zwecke trifft. Aber wie ich schon erinnert habe, daß Winkelmann die Füße des Fechters verwechselt: so muß ich auch hier sagen, daß er die Lage des schildtragenden Armes ganz falsch erblickt, oder sich ihrer ganz unrichtig wieder erinnert hat. Und das ist der Umstand! Es ist mir schwer, zu begreifen, wie so ein Mann in Beschreibung eines Kunstwerkes, das er unzählige Mal muß betrachtet und wieder betrachtet haben, sich so mannigfaltig habe irren können; gleichwohl ist es geschehen, und ich kann weiter nichts, als es bedauern, daß ich seinen Angaben, die ich nach dem eigenen Augenscheine ertheilt zu seyn glauben durfte, so sorglos gefolgt bin.

Nein, der Borghesische Fechter scheint sich nicht mit dem Schilde vor etwas zu verwahren, was von oben her kommt; schlechterdings nicht. Denn wenn er dieses scheinen sollte, müßte nicht noth=

wendig der Schild auf dem Arme fast horizontal liegen, und die Knöchelseite der Hand nach oben gekehrt seyn? Aber das ist sie nicht; die Knöchel sind auswärts, und der Schild hat fast perpendikular an dem Arme gehangen, welches auch aus dem Polster des obern Schildriemen abzunehmen. Der Kopf und die Augen sind auch nicht höher gerichtet, als nöthig ist, hinter und über dem Schilde weg zu sehen, und aus der gestreckten niedrigen Lage dem Feinde in das Auge blicken zu können. In den meisten Kupfern geht der linke Arm viel zu hoch in die Luft; die Zeichner haben ihn aus einem viel tiefern Gesichtspunkte genommen, als den übrigen Körper. Die eingreifende Hand sollte mit der Stirne fast in gerader Linie liegen, dessen mich nicht nur verschiedene Abgüsse überzeugen, sondern auch Herr Anton Tischbein versichert, welcher in Rom diese Statue studirt, und sie mehr als zehnmal aus mehr als zehn verschiedenen Gesichtspunkten gezeichnet hat. Ich habe mir unter seinen Zeichnungen diejenige, die ich zu meiner Absicht hier für die bequemste halte, aussuchen dürfen, und lege sie Ihnen bei.*) In der Sammlung des Maffei ist es schon aus der Vergleichung beider Tafeln, die sich daselbst von dem Fechter befinden, augenscheinlich, wie falsch und um wie vieles zu hoch der linke Arm in der einen derselben gezeichnet ist.

---

*) S. Taf. I.

Ich habe es Winkelmannen zwar nachgeschrieben, daß sich der Fechter mit dem Schilde vor etwas zu verwahren scheine, was von oben her kommt. Aber ich habe bei diesem von oben her weiter nichts gedacht, als in so fern es sich von jedem Hiebe sagen läßt, der von oben herein, höchstens von einem Pferde herab, geführt wird. Winkelmann aber scheint einen aus der Luft stürzenden Pfeil oder Stein dabei gedacht zu haben, welcher mit dem Schilde aufgefangen werde: denn anstatt daß er, in seiner Geschichte der Kunst, überhaupt nur in dem Fechter einen Soldaten erkennt, der sich in einem dergleichen Stande besonders hervorgethan habe, glaubt er in seinem neuesten Werke*) sogar den Vorfall bestimmen zu können, bei welchem dieses geschehen sey: nämlich bei einer Belagerung.

Wenigstens, glaube ich, würde er einen Ausfall der Belagerten haben annehmen müssen, wenn man in ihn gedrungen wäre, sich umständlicher, auch nach der übrigen Lage der streitigen Vorstellungen, zu erklären. Denn nur bei dieser kann der Belagerer mit dem Feinde, zugleich aus der Ferne und in der Nähe, zu streiten haben; nur bei dieser

---

*) Monumenti antichi inediti, Tratt. prel. p. 94. et Ind. IV. Il preteso Gladiatore sembra statua eretta in memoria d'un guerriero che si era segnalato nell' assedio di qualche città.

kann er genöthigt seyn, sich von oben her gegen das, was von den Mauern der belagerten Stadt auf ihn geworfen wird, zu decken, indem er zugleich handgemein geworden ist. Handgemein aber ist diese Figur, die wir den Fechter nennen; das ist offenbar. Sie ist nicht in dem bloßen unthätigen Stande der Vertheidigung; sie greift zugleich selbst an, und ist bereit, einen wohl abgepaßten Stoß aus allen Kräften zu versetzen. Sie hat eben mit dem Schilde ausgeschlagen, und wendet sich auf dem rechten Fuße, auf welchem die ganze Last des Körpers liegt, gegen die geschützte Seite, um da dem Feinde in seine Blöße zu fallen.

Bis hierher ist also von den Einwendungen des Göttingischen Gelehrten dieses die schließendere: „Der Soldat des Chabrias sollte den anprellenden Feind bloß abhalten; die Stellung des Borghesischen Fechters aber ist so, daß er nicht sowohl den Angriff aufhält, als selbst im lebhaftesten Ausfalle begriffen ist: folglich kann dieser nicht jener, jener nicht dieser seyn.“ Sehr richtig; hierauf ist wenig, oder nichts zu antworten; ich habe mich in meinem vorigen Briefe auch schon erklärt, woher es gekommen, daß mich das Angreifende in der Figur so schwach gerührt hat: aus der Verwechselung der Füße nämlich, zu welcher mich Winkelmann, wo nicht verleitet, so doch wenigstens darin bestärkt hat.

Acht und dreißigster Brief.

Aber noch war ich in meinem Vorigen nicht, wo ich seyn wollte. —

Der bildende Künstler hat eben das Recht, welches der Dichter hat; auch sein Werk soll kein bloßes Denkmal einer historischen Wahrheit seyn; beide dürfen von dem Einzelnen, so wie es existirt hat, abweichen, sobald ihnen diese Abweichung eine höhere Schönheit ihrer Kunst gewährt.

Wenn also der Agasias, dem es die Athenienser aufgaben, den Chabrias zu bilden, gefunden hätte, daß der unthätige Stand der Schutzwehr, den dieser Feldherr seinen Soldaten gebot, nicht die vortheilhafteste Stellung für ein permanentes Werk der Nachahmung seyn würde: was hätte ihn abhalten können, einen spätern Augenblick zu wählen, und uns den Helden in derjenigen Lage zu zeigen, in die er nothwendig hätte gerathen müssen, wenn der Feind nicht zurückgegangen, sondern wirklich mit ihm handgemein geworden wäre? Hätte nicht sodann nothwendig Angriff und Vertheidigung verbunden seyn müssen? Und hätten sie es ungefähr nicht eben so seyn können, wie sie es in der streitigen Statue sind?

Welche hartnäckige Spitzfindigkeiten! werden Sie sagen. — Ich denke nicht, mein Freund, daß man eine Schanze darum sogleich aufgiebt, weil man voraussieht, daß sie in die Länge doch nicht zu

behaupten sey. Noch weniger muß man, wenn der tapfere Tydeus an dem einen Thore stürmt, die Stadt dem minder zu fürchtenden Parthenopäus, der vor dem andern lauert, überliefern wollen.

Beschuldigen Sie mich also nur keiner Sophisterei, daß, indem ich mein Unrecht schon erkenne, ich mich dennoch gegen schwächere Beweise verhärte. —

Das Wesentliche meiner Deutung beruhet auf der Trennung, welche ich in den Worten des Nepos, obnixo genu scuto, annehmen zu dürfen meinte. Wie sehr ist nicht schon über die Zweideutigkeit der lateinischen Sprache geklagt worden! Scuto kann eben sowohl zu obnixo gehören, als nicht gehören: das eine macht einen eben so guten Sinn, als das andere; weder die Grammatik, noch die Sache, können für dieses oder für jenes entscheiden; alle hermeneutische Mittel, die uns die Stelle selbst anbietet, sind vergebens. Ich durfte also unter beiden Auslegungen wählen: und was Wunder, daß ich die wählte, durch welche ich zugleich eine andere Dunkelheit aufklären zu können glaubte?

Aber gleichwohl habe ich mich übereilt. Ich hätte vorher nachforschen sollen, ob Nepos der einzige Schriftsteller sey, der dieses Vorfalles gedenkt. Da es eine griechische Begebenheit ist, so hätte mir einfallen sollen, daß, wenn auch ein Grieche sie erzählte, er schwerlich in seiner Sprache an dem nämlichen Orte die nämliche Zweideutigkeit haben werde, die uns bei dem lateinischen Scribenten

verwirrt. Und wenn ich dann gefunden hätte, daß das, was Nepos durch obnixo genu scuto so schwankend andeutet, von einem durch τας ἀσπιδας προς το γονυ κλινοντας, und von dem andern durch τας ἀσπιδας ἐς γονυ προερεισαμενους ausgedrückt werde: würde ich wegen des eigentlichen Sinnes jener lateinischen Worte wohl noch einen Augenblick ungewiß geblieben seyn? Unmöglich.

Nun findet sich wirklich das eine bei dem Diodor,*) und das andere bei dem Polyän.**) Beider Ausdruck stimmt fast wörtlich überein, und geht dahin, uns die Schilde an, oder vor, oder auf dem Knie denken zu lassen. Der andere Sinn, den ich dem Nepos leihen konnte, ist in die Griechen nicht zu legen, und muß folglich der unrechte auch nothwendig bei dem Lateiner seyn.

Kurz; die Parallelstellen des Diodor und Polyän entscheiden alles, und entscheiden alles allein; obgleich der Göttingische Gelehrte sie mehr unter seine Velites als Triarios zu ordnen scheint. Sie nur hatte ich im Sinne, als ich sagte,***) „daß man mir gegen meine Deutung ganz etwas anderes einwenden können, als damals noch geschehen sey, und daß ich nur diese Einwendung erwarte,

*) *Diod. Sic.* Lib. XV. c. 32. edit. Wessel. T. II. p. 27.

**) *Strat.* lib. II. cap. I. 2.

***) Br. XIII.

um sodann entweder das letzte Siegel auf meine Muthmaßung zu drucken, oder sie gänzlich zurück zu nehmen."

Ich nehme sie gänzlich zurück: der Borghesische Fechter mag meinetwegen nur immer der Borghesische Fechter bleiben; Chabrias soll er mit meinem Willen nie werden.

In der künftigen Ausgabe des Laokoon fällt der ganze Abschnitt, der ihn betrifft, weg: so wie mehrere antiquarische Auswüchse, auf die ich ärgerlich bin, weil sie mancher tief gelehrte Kunstrichter für das Hauptwerk des Buches gehalten hat. *)

Neun und dreißigster Brief.

Meinen Sie, daß es gleichwohl Schade um meinen Chabrias sey? Daß ich ihn doch wohl noch hätte retten können? — Und wie? Hätte ich etwa sagen sollen, daß Diodor und Polyän spätere Schriftsteller wären, als Nepos? Daß Nepos nicht sie, wohl aber sie ihn könnten vor Augen gehabt haben? Daß auch sie von der Zweideutigkeit

*) Lessing erlebte, wie bekannt, die zweite Ausgabe des Laokoon nicht; oder er säumte vielmehr, sie zu veranstalten: denn Bedürfniß war sie schon lange. In dem von seinem Herrn Bruder besorgten neuen Abdrucke dieses Werks sind zwar Zusätze hinzugekommen; aber keine Änderungen oder Auslassungen gemacht. E.

des lateinischen Ausdrucks verführt worden? Ei nun ja, das wäre wahrscheinlich genug!

Doch ich merke Ihre Spötterei. Die Henne ward über ihr Ei so laut; und es war noch dazu ein Windei!

Freilich! Indeß, wenn Sie denken, daß ich mich meines Einfalls zu schämen habe, weil ich ihn selbst zurücknehmen müssen; so denken Sie es wenigstens nicht mit mir. — In dem antiquarischen Studio ist es öfters mehr Ehre, das Wahrscheinliche gefunden zu haben, als das Wahre. Bei Ausbildung des erstern war unsere ganze Seele geschäftig; bei Erkennung des andern kam uns vielleicht nur ein glücklicher Zufall zu Statten. Noch jetzt bilde ich mir mehr darauf ein, daß ich in den Worten des Nepos mehr, als darin ist, gesehen; als daß ich endlich beim Diodor und Polyän gefunden habe, was ein jeder da finden muß, der es zu suchen weiß.

Was wollen Sie auch? Hat meine Muthmaßung nicht wenigstens eine nähere Discussion veranlaßt, und zu verdienen geschienen? Und ob ich schon der streitigen Statue aus der Stelle des Nepos kein Licht verschaffen können: wie? wenn wenigstens diese Stelle selbst ein größeres Licht durch jenen unglücklichen Versuch gewönne?

Ich will zeigen, daß sie dessen sehr bedarf. — So viel ich noch Ausleger und Übersetzer des Nepos nachsehen können, alle ohne Ausnahme haben sie

die Stellung des Chabrias als knieend vorgestellt. So muß sie auch der Göttingische Gelehrte gedacht haben, weil er sie in dem Miles Veles zu Florenz zu finden glaubte, der auf dem rückwärts gestreckten linken Knie liegt, und das rechte Schienbein vorsetzt. So muß sie nicht weniger Herr Prof. Saxe annehmen, der eine Ähnlichkeit von ihr, auf einem geschnittenen Steine, ebenfalls zu Florenz, in der Figur des verwundeten Achilles zu sehen meint, welche, das linke Schienbein vorsetzend, auf dem rechten Knie liegt, und sich den Pfeil nächst dem Knöchel dieses Fußes herauszieht. Kurz, sie müssen alle geglaubt haben, daß das eine Knie nicht gegen den Schild gestemmt seyn können, ohne daß das andere zur Erde gelegen.

Aber haben sie hierin wohl Recht? — Wo ist ein Wort beim Nepos, das auch nur einen Argwohn von dieser knieenden Lage machen könne? wo bei dem Diodor? wo bei dem Polyän? Bei allen dreien befiehlt Chabrias seinen Soldaten weiter nichts, als 1) geschlossen in ihren Gliedern zu bleiben — loco vetuit cedere, — *τη ταξει μενοντας — μη προδραμειν, αλλα μενειν ησυχει*; 2) die Spieße gerade vor zu halten — projecta hasta *ἐν ορθῳ τῳ δορατι μενειν — τα δορατα ὀρθα προτειναμενους*; 3) Die Schilde gegen das Knie zu senken, oder an das Knie zu schließen — obnixo genu scuto — *τας ἀσπιδας προς το γονυ κλινοντας — τας ἀσπιδας ἐς γονυ προερεισαμενους*. Da

ist nichts vom Niederfallen; da ist nichts, was das Niederfallen im geringsten erfordern könnte! — Man erwäge ferner, wie ungeschickt sogar die knieende Lage zu der Wirkung gewesen wäre, die sich Chabrias versprach. Kann der Körper im Knieen wohl seine ganzen Kräfte anstrengen? kann er den Spieß so gerade, so mächtig vorhalten, als im Stehen? Das ορθα δορατα will, daß die Spieße horizontal gesenkt worden. Sie sollten dem Feinde gerade wider die Brust gehen; und im Knieen würden sie ihm gerade gegen die Beine gegangen seyn. Noch weniger würde sich das Knieen zu einem Umstande schicken, der dem Diodor bei Beschreibung dieser Evolution eigen ist. Er sagt, Chabrias habe seinen Soldaten befohlen, δεχεσθαι τους πολεμιους καταπεφρονηκοτως, die Feinde ganz verächtlich zu empfangen; und der Feind habe sich wirklich durch diese καταφρονησιν abschrecken lassen. Die knieende Lage aber hat von diesem Verächtlichen wohl wenig oder nichts; sie verräth gerade mehr Furchtsames, als Verächtliches; man sieht seinen Gegner darin schon halb zu seinen Füßen.

Man wende mir nicht ein, das noch jetzt das erste Glied des Fußvolks den Angriff der Reiterei auf dem Knie empfängt. Dieser Fall ist ganz etwas anderes. Das erste Glied befindet sich bei Ertheilung der letzten Salve schon in dieser Lage; der Feind ist ihm schon zu nahe, sich erst wieder aufzurichten. Zudem ist wirklich die schiefe Richtung

des aufgepflanzten und mit der Kolbe des Gewehrs gegen die Erde gesteiften Bajonets dem ansprengenden Pferde gefährlicher; es spießt sich von oben herein tiefer. Wenn aber Fußvolk Fußvolk mit gesenktem Bajonette auf sich anrücken sieht, bleibt das erste Glied gewiß nicht auf den Knieen, sondern richtet sich auf, und empfängt seinen Feind stehend.

Eben das thaten die Triarii bei den Römern. So lange die vordern Treffen stritten und standen, lagen sie auf ihrem rechten Knie, das linke Bein vor, ihre Spieße neben sich in die Erde gesteckt, und deckten sich mit ihren Schilden, ne stantes, wie Vegetius sagt, venientibus telis vulnerarentur. Allein sie blieben nicht auf den Knieen, wenn die vordern Treffen geworfen waren, und der Streit nunmehr an sie kam; sondern sodann richteten sie sich auf, consurgebant, und gingen dem Feinde mit gefällten Spießen entgegen. Nicht also ihre subsessio intra scuta, nicht ihre Bergung hinter dem Schilde auf dem Knie, in der sie noch keinen Feind vor sich hatten, und sich bloß gegen das Geschoß aus der Ferne, so wie es über die vordern Treffen flog, deckten: nicht die, sondern ihre aufgerichtete acies selbst, quae hastis velut vallo septa inhorrebat, kann mit dem Stande der Soldaten des Chabrias verglichen werden. Nur daß diese den Feind bloß festen Fußes erwarteten, und ihm nicht entgegen rückten, um den Vortheil der Anhöhe nicht zu verlieren.

Das ist unwidersprechlich, sollte ich meinen; und ich habe sonach die Stelle des Nepos, da ich einen stehenden Krieger darin erkannte, doch immer noch richtiger eingesehen, als alle die, welche sich einen knieenden einfallen lassen. Ja, es ist so wenig wahr, daß Herrn Saxens verwundeter Achilles, in Betracht seiner Stellung, mit dem Chabrias könne verglichen werden; oder daß der Miles Veles, wie ihn Gori genannt hat, eher noch Chabrias seyn könne, als der Borghesische Fechter, wie der Göttingische Gelehrte will: daß vielmehr an jene beiden auch gar nicht einmal zu denken ist, wenn man unter den alten Kunstwerken eine Ähnlichkeit mit jener Stellung des Chabrias aufsuchen will. Sie knieen; und die Statue des Chabrias kann schlechterdings nicht gekniеet haben.

Was ließe sich gegen den Miles Veles nicht noch besonders erinnern! Er hat im geringsten nicht das Ansehn eines Kriegers, welcher seinen Feind erwartet hat; denn er liegt auf dem linken Knie, und der nämliche Arm mit dem Schilde weicht zurück. Könnte man auch schon annehmen, daß „des Chabrias Soldaten den Schild auf die Erde angesetzt, ein Knie gebogen und daran gestemmt, und auf diese Weise ihre Kraft verdoppelt hätten:" so müßte doch dieses eine gebogene Knie das linke gewesen seyn, das rechte hätte es unmöglich seyn können; von dem Miles Veles aber liegt das linke zur Erde. Auch ist der rechte Arm desselben gar nicht so, wie

er seyn müßte, wenn er mit demselben irgend ein Gewehr gegen den anrückenden Feind halten sollte. Nicht zu gedenken, daß die Figur bekleidet, und die Arbeit römisch ist, ob sie gleich keinen Römer vorstellt, und noch weniger einen Griechen vorstellen kann. Ich habe das Museum Florentinum nicht vor mir, um mich in einen umständlichen Beweis hierüber einlassen zu können.*) Aber des Schildes erinnere ich mich deutlich, den dieser vermeinte Miles Veles trägt. Er hat Falten; welches zu erkennen giebt, daß es ein Schild von bloßem Leder war; kein hölzerner mit Leder überzogen. Dergleichen δερματινοι θυρεοι aber waren den Karthaginensern und anderen afrikanischen Völkern eigenthümlich.**)

Doch was halte ich mich bei einem Werke auf, das mich so wenig angeht? Mein Gegner selbst gesteht, „daß sich die Stellung des Chabrias vielleicht eben so gut, und noch besser, im Stehen denken lasse, so daß der Soldat das Knie an den Schild anschließt, um dem andringenden Feinde mit Nachdruck zu widerstehen.“ Und was ist das anders, als seine Vermuthung, daß jene knieende Figur Chabrias sey, mehr als um die Hälfte zurücknehmen? Ich schmeichle mir, wenn er meine Gründe in Erwägung ziehen will, daß er sie auch wohl

---

*) S. die Zusätze, XVII. b.

**) V. *Lipsius* de Milit. Rom. lib. III. Dial. 1. p. m. 103.

ganz zurücknimmt, und sich überzeugt erkennt, daß die Stellung des Chabrias sich nicht bloß auch oder besser im Stehen denken lasse, sondern daß sie durchaus nicht anders gedacht werden könne, als im Stehen.

Nun aber, diese stehende Stellung als ausgemacht betrachtet: wie müssen wir uns die Haltung des Schildes selbst vorstellen, um das obnixum genu des Nepos, das κλενειν προς το γονυ des Diodorus, und das ἐς γονυ προσερειδεσθαι des Polyänus davon sagen zu können?

Ich denke so! — Sie wissen, ohne es erst von Herrn Klotz aus geschnittenen Steinen gelernt zu haben,*) daß es an den Schilden der Alten innerhalb zwei Riemen gab, die zur Befestigung und Regierung des Schildes dienten. Durch den obern ward der Arm bis an das Gelenk gesteckt, und in den untersten griff die Hand. Herr Klotz nennt, so wie er überhaupt stark ist, sich von allen Dingen auf das eigentlichste und bestimmteste auszudrücken, beide diese Riemen Handhaben, und sagt, daß die Soldaten den Arm durch beide gesteckt. **) Die Griechen haben ein doppeltes Wort für diese Riemen,

*) S. 103.

**) Linguet hätte die Steine betrachten sollen, „auf welchen man den doppelten Riemen am Schilde deutlich sieht, durch den die Soldaten den Arm steckten. Auf anderen ist nur Eine dergleichen Handhabe zu sehen. l. c.“

ὀχανον und πορπαξ; und ich meine, daß ὀχανον eigentlich den obern Riemen, den Armriemen (wenn man sich dieses Wort dafür gefallen lassen will), πορπαξ aber den untern Riemen bedeutet, der allein die Handhabe heißen kann.*) An dem ὀχανῳ blieb

---

*) Lipsius (Anal. ad. Milit. p. m. XVII.) hat sich von diesem Unterschiede nichts einfallen lassen, und ὀχανον und πορπαξ für völlig gleich bedeutende Wörter genommen. Daß sie dieses aber nicht gewesen, zeigt selbst die Stelle beim Suidas, oder dem Scholiasten des Aristophanes, in der es ungewiß gelassen wird, ob πορπαξ den Armriemen oder die Handhabe bedeute. Πορπαξ κατα μεν τινας ὁ ἀναφορευς της ἀσπιδος ὡς δε τινες, το διηκον μεσον της ἀσπιδος σιδηρον, ᾧ κρατει την ἀσπιδα ὁ στρατιωτης. Ich sage also auch nicht, daß ὀχανον und πορπαξ nie verwechselt worden, und daß es keine Fälle gegeben, wo man unter dem einen auch das andere verstanden; sondern ich rede bloß von der eigenthümlichen Bedeutung eines jeden dieser Wörter, wenn sie so stehen, daß nur einer von beiden Tragriemen gemeint seyn kann. Alsdann, sage ich, heißt ὀχανον der Armriemen, welches mich die Stelle des Herodotus lehrt, wo er sagt, daß die ὀχανα der Schilde von den Kariern erfunden worden, da man sie vorher bloß mit Riemen um den Hals gehangen, und so die linke Seite damit geschützt habe. Denn πορπακες, Handhaben, mußten an den Schilden nothwendig auch damals schon seyn, um sie von dem Leibe abzuhalten, und nach Befinden zu lenken. Die Karier erfanden bloß, daß es besser sey, die Schilde an dem Arme selbst zu befestigen, als um den Hals zu tragen. Ὀχανον

der Schild beständig fest: den πορπαξ aber konnte der Soldat fahren lassen, und ließ ihn fahren, so oft er die linke Hand nöthiger brauchte. Dieses scheint Lipsius nicht erwogen zu haben, wenn er aus dem größern Schilde, welches die Triarii geführt, schließen will, daß ihre Spieße nicht allzu lang könnten gewesen seyn, weil sie dieselben nur mit Einer Hand führen müssen.*) Sie konnten

---

und πορπαξ mußten in der Weite des Elbogens bis zur geballten Hand aus einander stehen. Daher saß jener mehr gegen den obern Rand des Schildes, und dieser gegen die Mitte desselben, damit ein großer Theil über die Hand hinaus reichte, und sich die Deckung desto weiter erstreckte. Jener war ein wirklicher Riemen, mit einem kleinen Polster an dem Orte, wo der Arm an dem Schilde anlag; dieser aber war öfters von Eisen, und ging durch den Schild durch. Dem πορπαξ entspricht das lateinische ansa, und Lipsius (l. c.) hat Unrecht, wenn er bei Gelegenheit einer Stelle des Ammianus sagt: unam ansam nominat; atqui duae plerumque fuere in scuto grandiore. Denn diese Stelle selbst zeigt, daß nur die Handhabe, und nicht der Armriemen, ansa geheißen. — Wenn man auf alten Denkmälern Schilde bloß mit Einem Tragriemen, das ist, bloß mit dem Armriemen, ohne Handhabe findet: so können es dem Feinde abgenommene und geweihete Schilde seyn, die nicht anders, als mit abgebrochenen Handhaben in den Tempeln aufgehangen wurden, damit sich ihrer niemand in der Geschwindigkeit bedienen könne.

*) De M. R. lib. III. dial. 6. p. m. 135. Ne tamen erres, hastae istae non nimis longae, nec ut Mace-

die andere Hand dazu nehmen, und nahmen sie wirklich dazu, wenn sie die Spieße mit größerer Macht vorhalten, oder irgend einen kräftigern Stoß damit führen wollten.

Und nun überlegen Sie, wenn der Soldat die Handhabe des Schildes fahren ließ, um mit der Linken zugleich den Spieß zu fassen, und der Schild bloß an dem Armriemen hangen blieb: in welche Lage der Schild nothwendig fallen mußte? Da der Armriemen mehr gegen den obern Theil befestigt war, so konnte der übrige Theil nicht anders, als herabsinken, gegen den vorgesetzten linken Fuß herabsinken, und, wenn der Schild lang genug war, das Knie desselben bedecken. Das Knie konnte sich sodann an den Schild stemmen, und kurz, es erfolgte der völlige Stand, den Chabrias seinen Soldaten zu nehmen befahl. Er befahl ihnen, in ihren Gliedern stehen zu bleiben; die Handhabe des Schildes fahren zu lassen, wodurch die Schilde auf das Knie herabsanken, *τας ἀσπιδας προς το γονυ κλινοντας*; zugleich mit der Linken den Spieß zu ergreifen, und so, *ἐν ορθῳ τῳ δορατι μενειν*, mit gefällten Spießen den Feind zu erwarten. Das ist die ungezwungenste Umschreibung der Worte des Diodor, und kann es eben sowohl von den Worten des Nepos und des Polyänus seyn.

---

donum sarissae. Qui potuissent? scutum majus sinistra Triarii gerebant; nec videntur nisi una manu commode tractasse istas hastas.

Wollten Sie zweifeln, ob die Alten wirklich ihren Schild bloß an dem Armriemen hangen lassen, um die linke Hand mit zu Führung des Spießes zu brauchen: so werfen Sie einen Blick auf einen Stein beim Natter. Er ist, als ob ich ihn zum Behuf meiner Meinung ausdrücklich hätte schneiden lassen; und ich kann mich daher nicht enthalten, Ihnen einen Abriß davon beizulegen.*) Betrachten Sie: hier hängt offenbar der Schild des stehenden Soldaten, der seinen verwundeten Gefährten vertheidigt, an dem bloßen Armriemen, und hängt so tief herab, daß er völlig das vorgesetzte Knie decken könnte, wenn der Spieß nicht so hoch, sondern mehr gerade aus geführt würde. Wundern Sie sich aber nicht, daß der Schild innerhalb des Armes hängt; der Künstler wollte sich die Ausführung des linken Armes ersparen, und versteckte ihn hinter dem Schilde, da er eigentlich vor ihm liegen sollte. Vielleicht erlaubte es auch der Stein nicht, in den Schild oben tiefer hinein zu gehen, und so den Arm heraus zu holen, als unten der Kopf des liegenden Kriegers herausgeholt ist. Dergleichen Unrichtigkeiten finden sich auf alten geschnittenen Steinen die Menge, und müssen, der Billigkeit nach, als Mängel betrachtet werden, zu welchen die Beschaffenheit des Steines den Künstler gezwungen hat.

*) S. Taf. II. Beim Natter ist es die neunte Tafel.

Vierzigster Brief.

Und nun wieder zu Herrn Klotz! Es wäre unartig, wenn wir ihm mitten aus dem Kollegio wegbleiben wollten. Er lehrt uns zwar wenig; aber dessenungeachtet können wir viel bei ihm lernen. Wir dürfen nur an allem zweifeln, was er sagt, und uns weiter erkundigen.

Wo blieben wir? — Bei der Art, wie die alten Steinschneider in ihrer Kunst verfuhren, von der Plinius wenig oder nichts gewußt haben soll. Daß Herr Klotz nichts davon weiß, haben wir gesehen. Doch will er noch „zwei Anmerkungen beifügen, die beide das Mechanische der Kunst betreffen."*)

Die erste dieser Anmerkungen geht auf die Form der Steine. „Die alten Künstler," sagt Herr Klotz, „pflegten gern ihre Steine hoch und schildförmig zu schleifen." — Einen Augenblick Geduld! Die alten Künstler? Sie selbst? Das heißt, ihnen auch sehr viel zumuthen. So weit, sollte ich meinen, hätten sich die alten Künstler die Steine wohl können in die Hand arbeiten lassen. Es sind ja jetzt drei ganz verschiedene Leute, die sich in die Verarbeitung der Edelsteine getheilt haben: der Steinschleifer, le Lapidaire; der Steinschneider, le Graveur en pierres

---

*) S. 42.

fines; und der Juwelier, le Joaillier, oder le Metteur en oeuvre.

Warum sollte das nicht auch bei den Alten gewesen seyn? Und es ist allerdings gewesen. Sie hatten ihre Politores, sie hatten ihre Scalptores, sie hatten ihre Compositores gemmarum.

Politores gemmarum hießen die Steinschleifer; denn polire heißt nicht bloß, was wir im engen Verstande poliren nennen, welches man genauer durch laevigare ausdrückt; sondern es heißt auch zuschleifen. So sagt Plinius: Berylli omnes poliuntur sexangula figura: sie werden alle sechseckig geschliffen. Und nicht allein das Schleifen aus dem Groben, und das Poliren, glaube ich, war dieser Leute Sache. Sie verstanden sich, ohne Zweifel, auf alle und jede ἐργασια προς το λαμπρον, auf alle und jede Hülfsmittel und Kunstgriffe, die Steine reiner, klarer und glänzender zu machen. Natter bemerkte, daß die alten Karneole und Onyche, auch wenn die Arbeit darauf noch so schlecht sey, dennoch sehr feine und lautere Steine wären: er schloß also, daß einige alte Künstler wohl das Geheimniß dürften gehabt haben, sie zu reinigen und in ihrem Glanze nachzuhelfen, indem man jetzt unter tausenden kaum Einen finde, der das nämliche Feuer habe. Es streiten, sagt er, für diese Muthmaßung noch andere stärkere und überzeugendere Gründe, die ich dem neugierigen Leser indeß zu errathen überlasse, bis ich sie ihm bei

einer andern Gelegenheit selbst mittheilen kann.*) Natter hat sehr richtig gemuthmaßt, wenn es anders bloße Muthmaßung bei ihm war, was Plinius mit ausdrücklichen Zeugnissen bestätigt, der uns sogar eins von den Mitteln aufbehalten hat, dessen sich die Steinschleifer zu dieser Absicht bedienten. Omnes gemmae, sagt er,**) mellis decoctu nitescunt, praecipue Corsici: in omni alio usu acrimoniam abhorrentes. Eine bloße Reinigung der äußern Fläche kann nicht gemeint seyn; dieser decoctus mellis Corsici mußte tiefer dringen und durch die ganze Masse des Steines wirken. Die Schärfe des Corsischen Honigs, die ihn hierzu vornehmlich geschickt machte, obgleich sonst die Edelsteine scharfe Säfte nicht wohl vertragen können, schreibt Plinius an einem andern Orte***) der Blüthe des Buxbaumes zu, welcher in Corsica

*) Zum Schlusse seiner Vorrede: Je suis dans l'opinion, que quelques Graveurs anciens possédoient le sécret de rafiner ou de clarifier les Cornalines et les Onyx, vû la quantité prodigieuse de Cornalines fines et mal gravées que les Anciens nous ont transmises; tandis qu'à présent à peine en trouve-t-on une entre mille qui ait le même feu. Il y a encore d'autres raisons plus fortes et plus convaincantes en faveur de cette conjecture; mais je laisse aux Curieux à les deviner, en attendant que je trouve une autre occasion de les leur communiquer.

**) Lib. XXXVII. sect. 74.

***) Lib. XVI. sect. 18.

sehr häufig wachse. Ich merke dieses an, um, in Ermangelung des Corsischen Honigs, unsern gemeinen Honig mit zerquetschten Buxbaumblättern oder Blüthen abzureiben, falls man einen Versuch damit machen wollte, für dessen Erfolg ich jedoch nicht stehen mag.

Aus den Händen dieser Politorum gemmarum empfingen also die Scalptores die Steine, an welchen sie ihre Kunst zeigen wollten. Sie von ihnen selbst zuschleifen lassen, heißt den Bildhauer in die Kluft schicken, daß er den Marmorblock, den er beleben will, auch selbst brechen soll.

Die Compositores gemmarum waren die, welche die geschliffenen oder geschnittenen Steine faßten, und so, wie sie sich nach ihren Farben am besten zusammen schickten, ordneten. Denn da die Alten einen ganzen Schmuck von lauter Steinen einer und eben derselben Farbe vielleicht nicht liebten, im Grunde auch so leicht nicht zusammen bringen konnten, als es uns bei der ungleich größern Menge von Steinen jeder Art möglich ist: so kam sehr viel darauf an, die Steine von verschiedenen Farben so zu verbinden, daß keiner den andern schändete, und sie alle zusammen eine gute Wirkung auf das Auge machten. Dieser Compositorum gedenkt Plinius, wo er von dem Opale redet:*) Opali smaragdis tantum cedentes. India sola

---

*) Lib. XXXVII. cap. 6.

horum est mater; atque ideo eis pretiosissimam gloriam *compositores gemmarum* et maxime inenarrabilem difficultatem dederunt. So hieß es, wie ich glaube, in allen gedruckten Ausgaben des Plinius, bis auf den Harduin, der, ich weiß nicht, welche Dunkelheit in den Worten des Plinius fand, und die letzte Periode aus seinen Manuscripten folgender Gestalt zu lesen befahl: atque in pretiosissimarum gemmarum gloria compositi maxime inenarrabilem difficultatem dederunt. Das ist, wie er es in einer Note selbst erklärt, weil er ohne Zweifel voraussah, daß diese Lesart hinwiederum Anderen nicht sehr deutlich seyn dürfte: et cum pretiosissimis gemmis comparati maxime inenarrabilem dedere difficultatem, num gemmis aliis, quarum similitudinem referunt, potiores eos haberi oporteret. Es ist wahr, nun verstehe ich es recht wohl, was Harduin will; aber eine solche unaussprechliche Schwierigkeit kommt mir doch auch sehr seltsam vor. Eine unaussprechliche Schwierigkeit, einem Dinge einen Werth zu setzen, was keinen bestimmten Werth haben kann! Es kam ja lediglich auf den Geschmack des Liebhabers an. Meinetwegen mag also Harduin's Verbesserung gefallen, wem sie will; ich bleibe bei der alten Lesart, die doch wohl auch Manuscripte muß für sich gehabt haben, und auf alle Weise dem Zusammenhange gemäßer und des Plinius würdiger ist. Nur weil Harduin, wie es scheint, nicht

wußte, welche Idee er sich eigentlich von den hier erwähnten Künstlern machen sollte, kam ihm die ganze Stelle dunkel vor. Er bildete sich vielleicht ein, daß compositores gemmarum so viel als mangones, adulteratores gemmarum seyn sollten: und sie waren das, was ich gesagt habe. Sie faßten und setzten; und bei dieser Arbeit erfuhren sie denn, daß der Opal, dem pretiosissima gloria als eines seltenen Steines zukomme, der nur in Indien gefunden werde, zugleich inenarrabilem difficultatem habe; nämlich in Ansehung seiner Verbindung mit anderen Steinen. Denn da der Opal keine bestimmte Farbe hat, sondern mehr als Eine zeigt, so wie man ihn wendet, und die Lichtstrahlen sich durch ihn brechen: so muß ihm sein Platz bei anderen farbigen Steinen sehr schwer anzuweisen seyn, die sich unmöglich nach allen seinen Veränderungen einmal so gut wie das andere zu ihm schicken können. — In Absicht der Fertigkeit und des guten Geschmacks in Verbindung der verträglichsten Farben, vergleicht Paschalius*) die compositores gemmarum sehr richtig mit den Winderinnen der Blumenkränze (Στεφανοπλοκοις), dergleichen Glycera war, mit welcher Pausias wetteiferte.**)

---

*) Coronarum lib. II. cap. 12.

**) S. die Zusätze, XVIII.

Ein und vierzigster Brief.

Also schliffen sie eben nicht gern, die alten Künstler, ihre Steine hoch und schildförmig: sondern sie bedienten sich nur gern so geschliffener Steine. Und warum? Das will uns nun Herr Klotz lehren.

„Hierdurch," sagt er, „befreiten sie sich von dem Zwange, den ihnen der enge Raum des Steines anlegte: und sie konnten die äußeren und vom Leibe abstehenden Theile der Arme und Beine ohne Verkürzung geschickt herausbringen. Die alten Steinschneider liebten die Verkürzungen nicht, und nur die unvermeidliche Nothwendigkeit mußte sie antreiben, sie zu bilden. Man hat aber doch Beispiele."

Ich bitte Sie, mein Freund, lesen Sie das noch einmal; — und noch einmal. Denn nur Einmal, so obenhin gelesen, klingt es wirklich, als ob es etwas wäre. Und es ist nichts: nichts, als Worte ohne Sinn!

Allerdings ist es wahr, daß der Raum einer convexen Fläche größer ist, als der Raum einer ganz ebenen, in der nämlichen Peripherie eingeschlossen. Aber wie dieser größere Raum dem Steinschneider könne zu Statten kommen, das ist über meinen Begriff; denn das Relief der Figur, welche er entscheidet, wird ja nicht concav, sondern es muß so gleich oder so ungleich erhaben seyn, als es die Form dieser Figur erfordert. Bloß in der glatten Area des Steines erkennt man noch seine Convexität.

Der Künstler kann also schlechterdings weder größere noch mehrere Gegenstände auf eine schildförmige Fläche bringen, als sich auch auf eine ganz platte von gleicher Außenlinie bringen lassen. Ganz anders ist es, wenn man auf eine solche schildförmige oder sphärische Fläche zeichnet oder malt: auf der Fläche eines Hemisphärii z. E. lassen sich freilich mehrere Objekte, oder die nämlichen Objekte größer zeichnen, als auf einen ebenen Zirkel von gleichem Diameter gehen würden. Das macht, wir können das Hemisphärium wenden, oder uns um dasselbe herumbewegen, und in Gedanken jedes einzelne Stück desselben applaniren. Sollte aber dieses Hemisphärium aus dem Punkte seiner höchsten Erhöhung oder Vertiefung auf einmal übersehen werden, wie eine geschnittene Gemme: so würde für den Maler auch nicht mehr Raum darauf seyn, als auf dem platten Zirkel von gleicher Peripherie. Ja, in diesem Falle wäre es so wenig wahr, daß ihm das Sphärische seiner Fläche dienlich wäre, die Glieder oder Theile seines Objekts in ihren wahren völligen Maßen zu zeichnen, daß vielmehr gerade keines so gezeichnet werden könnte, und er überall Verkürzungen oder Verlängerungen anbringen müßte, wenn er das Auge glauben machen wollte, anstatt eines sphärischen Körpers, eine bloße zirkelrunde Fläche bemalt zu sehen.

Das alles sind bekannte Dinge! Können sie aber wohl Herrn Klotz bekannt seyn, wenn er uns weis machen will, daß sich die alten Künstler durch

das Schildförmige von dem Zwange befreiet, den ihnen der enge Raum des Steines anlegte, und daß sie das Räumlichere der schildförmigen Fläche dazu genutzt, um die vom Leibe abstehenden Theile der Arme und Beine ohne Verkürzung heraus zu bringen? Auch diese Theile müssen im Abdrucke so heraustreten, als ob sie gänzlich aus dem Vollen gearbeitet wären; und sie würden sehr krüppelig erscheinen, wenn man ihnen im geringsten anmerkte, daß sie sich auf einer concaven Fläche herumzögen. Die Verkürzungen, die sich der Steinschneider auf der schildförmigen Fläche zu ersparen weiß, kann er sich eben sowohl auf der platten ersparen; der Unterschied des Raumes zwischen dieser platten und dieser schildförmigen Fläche von gleicher Peripherie kann ihm dazu nichts helfen.

Herr Klotz fährt fort: „Jene schildförmig geschliffenen Steine waren zur Abwechselung in dem mehr oder weniger Erhabenen bequem. Wir haben vortreffliche Steine von dieser Art, die wir nicht genug bewundern können."

Das soll doch wohl ein zweiter Nutzen seyn, den Herr Klotz den geschnittenen Steinen beilegt? Als dieser hätte es die Deutlichkeit erfordert, ihn mit dem Vorhergehenden durch ein Auch zu verbinden. Doch was Deutlichkeit? Die wollte ich ihm gern erlassen, wenn denn nur Wahrheit zum Grunde läge, die es der Mühe lohnte, aus seiner verworrenen Schreibart heraus zu fitzen.

Also fand der alte Künstler auf dem schildförmigen Steine nicht allein mehr Platz, sondern er war ihm auch „zur Abwechselung in dem mehr oder weniger Erhabenen bequem!" Nur der schildförmige hierzu bequem? Das verstehe ich nicht. Sind denn die flachen Steine nicht auch dazu bequem? Zeigen denn die Werke der neuen Künstler, die in flache Steine arbeiten, keine Abwechselung in dem mehr oder weniger Erhabenen? Oder soll bequem hier nur so viel heißen, als bequemer? Aber wie denn, warum denn bequemer? —

O, lassen Sie uns weiter gehen, mein Freund, damit ich gelegentlich auf etwas komme, das erörtert zu werden verdient. Herr Klotz weiß nicht, was er will; seine Fehler, die nur seine Fehler sind, sind so armselige Fehler, daß sie auch nicht einmal Anlaß geben, etwas Eigenes anzubringen. Um sie in ihr Licht zu stellen, muß man fast eben so trivial und langweilig werden, als er selbst ist.

Zwei und vierzigster Brief.

Nicht wahr? Nun glauben Sie, mich ertappt zu haben! Wie ungerecht ich doch bin; und zugleich wie unvorsichtig! Alles, was ich in meinem Vorigen an Herrn Klotz tadle, hat nicht Herr Klotz, sondern Herr Lippert gesagt. Herr Klotz hat, nach dem Rechte, das ihm als Commentator

des Herrn Lippert zustand, diesen bloß ausgeschrieben.

Das hat er freilich. Aber gleichwohl ist es falsch, daß ich in dem Ausschreiber den Ausgeschriebenen getadelt habe. Als Herr Klotz Lipperten plünderte, entwandte er nur Lippertsche Worte und Redensarten; der Sinn darin war ihm zu schwer; den konnte er nicht mit fortbringen; den ließ er, wo er war.

Das soll sich gleich zeigen. Lassen Sie uns nur Herrn Lippert selbst hören, wie er sich über den Nutzen der schildförmigen Steine erklärt.

Die Hauptstelle ist in seinem Vorberichte,*) wo er von dem gänzlichen Mangel der Perspektive auf alten Kunstwerken redet, dabei aber des Vortheils erwähnt, wodurch in erhabener Arbeit das Auge noch einigermaßen betrogen, und jenem Mangel in etwas abgeholfen werde. Dieser besteht, wie bekannt, darin, „daß die voranstehenden Figuren stärker und erhabener, oder bei geschnittenen Steinen tiefer herausgehohlt, die hinteren aber flächer gearbeitet sind, so wie sie mehr oder weniger entfernt scheinen sollen.“ Und nun fährt er fort: „Ein anderer Vortheil that bei geschnittenen Steinen noch mehr; sie nahmen einen hohen und schildförmig geschliffenen Stein, in welchen sie auf oberzählte Art die Figuren einschnitten; die Fläche, welche nun

*) S. XIX.

im Abdruck hohl erschien, machte, daß die Nebenfiguren, wie von der Seite oder herumgestellt und von der Hauptfigur entfernt aussahen, da diese, wie gesagt, stärker ausgedruckt war."

Die Anmerkung ist richtig und fein. Da die Theile einer concaven Fläche wirklich in verschiedener Entfernung von unserm Auge liegen; da sich wirklich nähere und tiefere Gründe darauf finden: so ist es gar wohl möglich und begreiflich, daß die Natur der zu kurz fallenden Kunst hier zu Statten kommen, und die Wirklichkeit an die Stelle der verfehlten Nachahmung treten kann. Das ist: es können und müssen Figuren, auch ohne nach den Regeln der Perspektive behandelt zu seyn, mehr oder weniger entfernt scheinen, — wenn sie wirklich mehr oder weniger entfernt sind. Da aber der Künstler zu seiner Täuschung nur den Schein, und nie die Wahrheit selbst, brauchen soll; da die Vermischung des Scheins und der Wahrheit auch einem ungelehrten Auge bald merklich wird, und es beleidigt; da das, was die eingemischte Wahrheit leistet, noch weit von dem entfernt seyn kann, was nach den Gesetzen des Scheins geleistet werden sollte: da sogar das Wirkliche, welches in dem einen Falle der Nachahmung behülflich ist, in anderen Fällen ihr vielleicht gerade zuwider laufen wird: so ist es wohl unstreitig, daß dieser angegebene Vortheil der schildförmigen Steine nur sehr zufällig, nur sehr mißlich, nur sehr gering seyn kann. Herr Lippert gesteht

es selbst; denn er setzt hinzu: „Die Höhlung macht freilich einen Eindruck im Auge von einer ziemlichen Weite des Raumes, wodurch beim ersten Anblick der Verstand betrogen wird. Er wird aber auch bei genauer Betrachtung, wegen der Möglichkeit und Wahrheit gar bald in Zweifel gesetzt, den man, ohne Begriffe von Kunstregeln, nicht sogleich heben wird; und von der Schönheit des Werks gereizt, vergißt man leicht, was mancher, auch als ein Unwissender, nur für ein Nebenwerk hält, weil er nicht nach der Wahrheit und nach der Kunst zugleich urtheilt."

Es ist nicht zu leugnen, daß sich Herr Lippert hier nicht ein wenig bestimmter hätte ausdrücken können. Aber so verlegen man auch in dem Styl eines Künstlers um die Wortfügung seyn mag: so leuchtet doch immer der Sinn hindurch: besonders für den, der nur einigermaßen im Stande ist, mit dem Künstler zu denken, und zu beurtheilen, was der Künstler ungefähr habe sagen können, und was er nach den Grundsätzen seiner Kunst schlechterdings nicht habe sagen können.

Kurz, es ist lediglich ein perspektivischer Vortheil, lediglich ein Vortheil, durch den der Stein ein augenblickliches Blendwerk von Perspektive erhalten kann, ohne die geringste Perspektive zu haben, den Herr Lippert der schildförmigen Fläche desselben beilegt. Und nun sagen Sie mir, was Sie von diesem Vortheile bei Herrn Klotz finden? Nicht

eine Sylbe. Aber wohl hat er diesen Vortheil in einen andern umgeschaffen, von dem sich weder Lippert, noch ein Mensch in der Welt, träumen lassen: in den Vortheil der größern Räumlichkeit; in den Vortheil der Befreiung von dem Zwange, den der enge Raum des Steines dem Künstler anlegt. Kann man sich etwas Lächerlicheres und Sinnloseres denken?

Indeß begreife ich wohl, wie es mit dieser possirlichen Verwandlung zugegangen. Denn daß sie vorsetzlich seyn sollte; daß Herr Klotz dem Lippertschen Nutzen, den er etwa für falsch erkannte, einen andern von seiner eigenen Bemerkung sollte substituirt haben: das müssen Sie sich auch gar nicht einfallen lassen. Sein Fehler ist nicht, daß er unrichtig, sondern daß er schlechterdings gar nicht gedacht hat, als sich Lippertsche Worte in Klotzische Perioden fügen mußten.

Sehen Sie nur nach, wo Herr Lippert, in dem Werke selbst, den bemerkten Vortheil der schildförmigen Fläche an einzelnen Beispielen zeigen will! So sagt er z. E. bei einem Jupiter Ammon auf einem Jaspis:*) „Der Stein ist erhaben und schildförmig geschliffen. Diesen Vortheil, die Steine hoch und schildförmig zu schleifen, brauchten die Alten, wie ich schon im Vorbericht erinnert habe, um die Figuren in allen Theilen flach zu schneiden

*) Erstes Tausend, Nr. 6.

und doch auch die vom Leibe abstehenden Arme und Beine, ohne sie zu verkürzen, geschickt heraus zu bringen." Nun lesen Sie noch einmal, was Herr Klotz hieraus gemacht hat: „Durch das Schildförmige befreiten sich die alten Künstler von dem Zwange, den ihnen der enge Raum des Steines anlegte; und sie konnten die äußern vom Leibe abstehenden Theile der Arme und Beine ohne Verkürzung geschickt heraus bringen." Kann man wörtlicher und doch zugleich ungetreuer abschreiben? Herr Klotz behält ein jedes Wort, und ein jedes Wort sagt bei ihm etwas anderes, als es bei Herrn Lippert sagt.

Herrn Lippert's Meinung ist die: da auf einer schildförmigen Fläche gewisse Theile wirklich dem Auge näher, und andere weiter von ihm entfernt liegen; so kann der Künstler seine darauf zu schneidende Figur so stellen, daß gewisse Glieder derselben uns näher oder weiter scheinen, ohne daß sie darum viel tiefer oder viel flacher geschnitten sind, als andere. Die ganze Figur kann gleich flach geschnitten seyn, und dennoch kann durch den Vortheil der schildförmigen Fläche dieses Glied mehr vorzutreten, und ein anderes mehr zurück zu weichen scheinen. Nämlich was zurückweichen soll, bringt der Künstler der Mitte der schildförmigen Fläche, als welche in dem Abdrucke die größte Entfernung erhält, so nahe als möglich; und was vortreten soll, entfernt er von der Mitte, und bringt es auf die im Steine

abfallenden und im Abdrucke aufsteigenden Theile der Fläche.

An einem Beispiele läßt sich das am deutlichsten einsehen. Ich wähle eins aus dem Natter, wobei das Profil gezeichnet ist: die Jägerin Diana, auf der ein und dreißigsten Tafel. — Wie glücklich kommt hier die concave Fläche der zurückweichenden linken, und der hervortretenden rechten Hand zu Statten! Die rechte Hand, durch die sich die Figur oben an dem Spieße heben will, ist mit ihrem Arme nur sehr flach geschnitten; gleichwohl tritt sie noch über das Gesicht hinaus. Wie könnte dieses aber möglich seyn,, wenn sich die Fläche selbst, an der sie ruhet, nicht hervor böge? Wie tief hätte der Künstler arbeiten müssen, um sie so aus einem platten Steine heraus zu holen? Weit tiefer, als es der Umfang der Hand erlaubt, die nicht frei stehen kann, und einen Träger (Support) haben müßte. Was für einen Träger aber hätte er ihr geben können? Wenn er nicht auch hier eben den Fehler hätte begehen wollen, den er mit dem linken Knie begangen (welches so weit vortritt, ohne daß der Raum hinter der Beugung desselben weiter eine Stütze oder Füllung hat, als in dem Abdrucke von dem Wachse von selbst zurückbleibt): so hätte er ihr keinen andern geben können, als ihren eigenen Arm, wonach aber nothwendig der ganze Arm weit mehr hätte verwendet, und folglich verkürzt werden müssen.

Und diese Verkürzung ist es, welche die schildförmige Fläche dem Künstler ersparte. Sie ersparte sie ihm aber nicht, weil sie geräumlicher als die platte Fläche ist, weil der völlige Arm auf ihr Raum hat, der auf der platten nicht Raum haben würde: deßwegen gar nicht; das ist die schülerhafteste Idee, die man haben kann. Sondern sie ersparte sie ihm dadurch, daß sie ihm die Wirkung des Vortretens gewährt, die er sonst nicht anders, als vermittelst einer gewaltsamen Verkürzung hätte erhalten können.

Das, und nur das, kann Herr Lippert meinen, wenn er sagt, „daß sich auf einem schildförmigen Steine die von dem Leibe abstehenden Arme und Beine, ohne sie zu verkürzen, ohne sie merklich tiefer zu schneiden, geschickt herausbringen ließen." Ein Exempel mehr kann nichts verderben. Betrachten Sie den Faun auf der zwei und zwanzigsten Tafel beim Natter. Beide Arme desselben sind ohne alle Verkürzung; besonders scheint der rechte dadurch, daß er nicht gegen uns zu verkürzt ist, so weit hinterwärts zu fallen, daß er in der Natur unmöglich so seyn könnte, ohne ganz aus dem Schulterknochen verrenkt zu seyn. Gleichwohl müßte sowohl seine Hand, als die Hand des linken Armes, wenn der Stein merklich schildförmiger wäre, als er vielleicht seyn mag, vorzutreten scheinen, ohne deßwegen viel tiefer geschnitten oder auf den verkürzten Arm gestützt zu seyn, bloß weil diese

Hände in dem Abdrucke auf der concaven Fläche unserm Auge wirklich näher zu liegen kommen.

Auch Natter hatte diesen optischen Vortheil der convexen Steine, vor Lippert, schon bemerkt. Lesen Sie nur nach, was er, bei der sechzehnten Tafel von den spitzen Ohren des Sirius,*) und bei der siebzehnten von dem Schwanze des Löwen sagt.**) Aber Natter war zu vorsichtig, dieses sehr zufälligen Vortheils wegen die convexen Steine überhaupt anzupreisen. Denn Herr Lippert mag auch noch so viel Beispiele anbringen, wo die Convexität der Fläche eine gute Wirkung hat: so wird er doch selbst nicht in Abrede seyn, daß sich nicht noch weit mehrere anführen lassen, wo eben diese Convexität die Erscheinungen gerade falscher macht. Und gesteht er es nicht selbst, daß auch in den Fällen, wo die Convexität der Täuschung des Auges zuträglich ist, dennoch „der Verstand bei genauer Betrachtung wegen der Möglichkeit und Wahrheit gar bald in Zweifel gesetzt werde?"

---

*) Cette convexité sert encore ici à relever davantage les extrémités des oreilles, et à les rendre plus fines, de façon qu'elles paroissent s'avancer jusqu'à la hauteur des yeux.

**) La queue du Lion n'est pas profonde, mais il semble que son extrémité s'éleve presque perpendiculairement à sa tête; ce qu'il auroit été impossible d'exprimer sur une pierre plate.

Drei und vierzigster Brief.

Sollte nun das Büchelchen des Herrn Klotz ein Commentar über das Lippertsche Werk seyn: was hätte der Commentator hier thun müssen?

Er hätte müssen erinnern, daß Herr Lippert aus dem Vortheile der convexen Steine ein wenig zu viel mache; daß sie dieses Vortheils wegen nicht überhaupt empfohlen zu werden verdienten; daß diese Convexität eben so oft nachtheilig seyn könne; und daß es lediglich auf die zu schneidende Figur ankomme, ob der Künstler lieber einen platten oder einen convexen Stein zu wählen habe. Diese letzte Erinnerung hat auch schon Natter gegeben,*) und dadurch den Vorzug der convexen Steine richtiger und genauer bestimmt, als man wohl sagen möchte, daß es von Herrn Lippert geschehen sey.

Anstatt dessen aber, was hat er gethan, der treffliche Commentator? dieser stolze Scribent, der

*) Méth. de gr. p. 45. Ce Mercure-ci n'auroit pas été propre à être gravé dans une pierre fort convexe; parce que le corps et le bras auroient été trop enfoncés, avant que l'on eût pû placer la tête sur la même ligne, et l'on auroit été obligé de faire la draperie plus forte ou différente, et par conséquent le tout seroit devenu trop grossier et pesant. Il paroit par-là que c'est sur la Figure que l'on se propose de graver, qu'il faut se régler pour choisir une surface ou plate ou convexe; et cela depend du Génie de l'artiste.

sich zutrauen durfte, sowohl dem Gelehrten, der die Künste kennt, als dem Künstler, der die Litteratur liebt, nützlich zu werden;*) was hat er gethan? Nicht genug, daß er eine Anmerkung, die nur auf wenige Steine paßt, indem sich auf weit mehreren gerade das Gegentheil, und auf den allermeisten weder dieses noch jenes äußert; nicht genug, sage ich, daß er eine solche Anmerkung noch allgemeiner ausdrückt, sie noch wichtiger, von noch weiterm Belange macht, als sie selbst der Urheber ausgiebt: er hat diese Anmerkung nicht einmal verstanden. Und das habe ich doch wohl bewiesen!

Wahr ist es, auch die Worte des Herrn Klotz, „daß sich die alten Künstler durch die schildförmige Fläche von dem Zwange befreiet, den ihnen der enge Raum des Steines anlegte,“ sind gewissermaßen Worte des Herrn Lippert. Wenigstens bis auf das enge. Aber eben dieses einzige Wort, enge, welches Herr Klotz von dem Seinen hinzufügt, beweiset auch unwidersprechlich, wie weit er von dem wahren Sinne seines Autors entfernt gewesen, und wie sehr er sich überhaupt hüten müßte, da, wo er gute Leute ausschreibt, das allergeringste von dem Seinen einzuflicken.

Herr Lippert kommt nämlich, in seinem Werke selbst, verschiedentlich auf den Vortheil der schildförmigen Steine. Besonders erklärt er sich, bei

*) S. 15.

Nummer 139 des ersten Tausend, fast noch umständlicher darüber, als er es in der Vorrede gethan, indem er, außer dem dort angezeigten Nutzen, hier noch einen zweiten beibringt, den es Herrn Klotz gar nicht mitzunehmen beliebt hat. Ich will die ganze Stelle anführen, weil ich auch noch sonst eine Anmerkung darüber zu machen habe.

„Ich hätte," schreibt Herr Lippert,*) „schon längst etwas von den hohen Steinen sagen sollen, die sich zu unserer heutigen Art zu siegeln nun nicht mehr schicken, da wir uns anstatt des bei den Alten gewöhnlichen Wachses, des Siegellacks bedienen. Man kann eine gedoppelte Ursache angeben, warum den Alten ein hoher und schildförmig geschliffener Stein gefiel. Erstlich, um die äußern Theile einer Figur, des flachen Schnittes ungeachtet, dennoch ohne Verkürzung der Arme und Beine, womit sie sich ohnedies nicht gern abgaben, geschickt heraus zu bringen, ohne sich wegen des Raums zwingen zu dürfen, wie es wohl hätte geschehen müssen, wenn der Stein wäre glatt geschliffen gewesen. Die zweite Ursache konnte diese seyn, weil, da das Wachs nicht so hart, als unser Siegellack, ist, das Bild leicht würde seyn gedrückt, und also verwischt worden; nachdem es aber auf diese Art zu stehen kam, so verhinderte der nunmehr durch den Abdruck entstandene hohe Rand, daß es

*) S. 59.

nicht so leicht geschehen konnte, und dieses sieht man bei den besten und ältesten Steinen."

Ich habe schon gesagt: wenn man einen Künstler liest, der mit anderen Werkzeugen umzugehen gewohnt ist, als mit der Feder, so muß man mehr darauf sehen, was er nach den Grundsätzen seiner Kunst sagen kann, als was er zu sagen scheint. „Ohne sich wegen des Raumes zwingen zu dürfen, wie es wohl hätte geschehen müssen, wenn der Stein wäre glatt geschliffen gewesen." Ich wünschte selbst das Wort Raum aus dieser Redensart weg. Doch, wenn der um die Eigenthümlichkeit der Worte unbesorgte Künstler*) bei dem Worte Raum nicht eben einzig und allein an das Engere und Weitere gedacht; wenn er überhaupt die ganze äußere Conformation der Masse des Steines darunter verstanden hat: so hat es mit dem Sinne noch immer seine gute Richtigkeit. Er will sagen: auf einem schildförmigen Steine lassen sich die äußeren Theile einer Figur geschickt, d. i. mit einem Anscheine des Hervortretens, der Näherung, herausbringen, ohne daß man deßwegen nöthig hat, sie tiefer zu schneiden, oder gar die Arme oder Beine, an welchen diese äußeren Theile sind, zu verkürzen,

---

*) Wenn es weniger wäre, würde er in eben dieser Stelle nicht auch glatt für platt gebraucht haben. Glatt kann auch ein schildförmiger Stein geschliffen seyn, aber nicht platt.

als zu welchem letztern der Raum eines platten Steines den Künstler würde gezwungen haben; nicht in so fern dieser Raum des platten Steines enger ist, und das unverkürzte Glied weniger Platz darauf hätte, als auf der schildförmigen Fläche; sondern in so fern es dem platten Steine da an Masse fehlt, wo der äußere Theil hervortreten soll, und es also nicht anders zum Hervortreten zu bringen ist, als daß man es auf seinem verkürzten Gliede aus der Tiefe des Steines herausholt. Ich beziehe mich nochmals auf die Diana beim Natter. Die rechte Hand, dieser äußere Theil des unverkürzten Armes, konnte nur vermittelst der schildförmigen Fläche des Steines bis über die Stirn herausgebracht werden: hätte der Künstler in einen platten Stein gearbeitet, so hätte er nothwendig den ganzen Arm verwenden, und so verkürzen müssen, daß er die Hand auf dem verkürzten Arme aus der Tiefe herausholen und bis über die Stirn bringen können. —

Sind Sie noch zweifelhaft über das gedankenlose Ausschmieren des Herrn Klotz? — „Nun wohl: Herr Lippert lebt ja. So sage es Herr Lippert selbst, wer von uns beiden, ich oder Herr Klotz, ihn richtiger verstanden? Obschon Herr Lippert und Herr Klotz Freunde sind; obschon ich Herrn Lippert nicht kenne; obschon ich ihn nie mit ekelhaften Lobsprüchen zu bestechen, und mich an ihn anzuketten gesucht: dennoch berufe ich mich getrost auf seinen Ausspruch. Der älteste und theuerste

Freund des Künstlers, ist ihm die Kunst. Er entscheide, wenn er es der Mühe werth hält. Er sage es selbst, und alsdann muß ich es wohl glauben, daß er das Räumlichere für das halte, warum die Alten die schildförmigen Steine den platten vorgezogen. Er sage es selbst: — aber auf allen Fall erlaube er mir auch, ihn um ein Paar Beispiele zu ersuchen. Er sey so gut, und weise mir die Gemmen nach, auf welche der Künstler wegen der Convexität ihrer Fläche mehr oder größere Gegenstände bringen können, als ihm auf platte Steine von der nämlichen Peripherie zu bringen möglich gewesen wäre. *)

Vier und vierzigster Brief.

Und nun die Anmerkung, welche ich sonst über die in meinem Vorigen angeführte Stelle des Herrn Lippert zu machen habe.

Also einen doppelten Nutzen hatten die schildförmigen Steine? Einmal den, den Herr Klotz so lächerlich mißverstanden? und zweitens den, daß unter dem hohen Rande, welchen die Convexität bei dem Abdrucke im Wachse zurückließ, die Figur gleichsam gesichert lag, und sich nicht so leicht

---

*) So viel mir bekannt ist, hat Lippert sich hierüber nie erklärt. E.

drücken konnte? Aber nur diesen doppelten Nutzen hatten sie?

Es befremdet mich ein wenig, daß Herr Lippert einen dritten vergessen, der vielleicht der wesentlichste war. Wenigstens hat ihn Natter dafür erkannt, und ihm auf seiner ersten Tafel ausdrücklich zwei Figuren gewidmet. Er besteht darin, daß bei einem convexen Steine der Raum zwischen dem Werkzeuge und dem Rande des Steines größer ist, als bei einem platten, und jenes folglich in den convexen Stein weiter eindringen und einen tiefern Schnitt verrichten kann,*) als ihm in den platten zu verrichten möglich wäre, ohne den Stein schief zu wenden, wodurch das Werkzeug zwar weiter eindringt, aber mit einem Sotto Squadro, der dem Abdrucke nachtheilig wird. Nur daher läßt sich denn auch behaupten, „daß die schildförmigen Steine zur Abwechselung in dem mehr oder weniger Erhabenen bequemer sind," als die platten; in so fern sie es

*) Nro, 9. Ceci représente une pierre à surface convexe, avec un Outil que l'on y applique, et c'est pour montrer l'avantage qu'il y a de travailler ces sortes de pierres; car l'espace qui se trouve entre la pierre et l'Outil étant plus considérable dans une pierre convexe, que dans une pierre plate, il arrive de-là que l'Outil peut penétrer plus avant, et faire une gravure plus profonde dans la pierre convexe que dans l'autre. Voyez le No. 10, ou le même Outil touche bien plûtot aux bords de la pierre plate.

nämlich gewissen Werkzeugen erleichtern, gegen die Mitte tiefer einzudringen, als sie wohl auf den platten eindringen können. Doch muß auch der Künstler seine Figuren nach dieser Bequemlichkeit einrichten; er muß sie so wählen oder ordnen, daß sie ihr höchstes Relief gegen die Mitte bedürfen. Denn wählt oder ordnet er sie anders, bedürfen sie ihr höchstes Relief mehr gegen den Rand: so ist ihm die Convexität des Steines gerade mehr nachtheilig, als vortheilhaft. Überhaupt läßt sich von der Vorzüglichkeit dieser oder jener Art der Fläche nichts Allgemeines behaupten. Nach Beschaffenheit der Figur, die darauf kommen soll, ist bald diese, bald jene zuträglicher; und eben so gut, als Herr Klotz behaupten können, daß die schildförmige Fläche zur Abwechselung in dem mehr oder weniger Erhabenen bequem sey, eben so gut kann man auch behaupten, daß sie nicht minder bequem sey, eine Figur durchaus flach darauf zu schneiden, ohne daß darum alle Theile dieser Figur gleich nahe oder gleich weit entfernt zu seyn scheinen. Ich will ein ganz einfältiges Exempel geben, welches beide Fälle erläutern kann. Man nehme an, es solle ein runder bauchichter Schild mitten auf einen sphärisch convexen Stein geschnitten werden. So wie man verlangt, daß sich dieser Schild auf diesem Steine zeigen soll, ob auch von seiner convexen oder von seiner concaven Seite; so wird auch der convexe Stein sich bald mehr, bald weniger dazu schicken.

Soll der Schild seine convexe Seite zeigen, so ist es klar, daß der Künstler aus dem convexen Steine den Umbo des Schildes so tief herausholen kann, als er nur will, obschon auch mit viel unnöthiger Arbeit mehr, als er auf einem platten Steine haben würde. Soll der Schild hingegen seine concave Seite zeigen, so ist es eben so klar, daß er den ganzen Schild, wenn er will, ziemlich gleich flach schneiden und doch mit aller Täuschung vollenden kann, indem der höchste Punkt des Steines im Abdrucke den tiefsten Punkt des concaven Schildes von selbst giebt. —

Das freiere Spiel indeß, welches die Werkzeuge bei einem convexen Steine haben, erinnert mich wieder an das Vorgeben des Salmasius, welches ich in meinem fünf und zwanzigsten Briefe berührte. Weil auch Salmasius die Nachricht des Plinius, daß man sich ehedem enthalten, die Smaragde zu schneiden, nicht so recht wahrscheinlich fand; so glaubte er den Plinius dadurch zu retten, daß er annahm, es müsse diese Nachricht nur von einer gewissen Art der Smaragde verstanden werden. Da nämlich vor den Worten, quapropter de creto hominum iis parcitur scalpi vetitis, gleich vorhergeht: iidem plerumque et concavi, ut visum colligant; so will er, daß jenes iis auf dieses concavi, nicht aber auf iidem gehe, und der Sinn dieser sey, daß nicht alle Smaragde überhaupt, sondern nur die concav geschliffenen zu schneiden

verboten gewesen.*) Doch nicht zu gedenken, daß dem iis sonach Gewalt geschieht, wenn man es auf

*) In seiner Anmerkung über die Worte des Solinus: Nec aliam ob causam placuit, ut non scalperentur (Smaragdi) ne offensum decus, imaginum lacunis corrumperetur. Ich setze sie ganz her, aus einer Ursache, die sich gleich zeigen wird. De concavis hoc tantum dicit Plinius: *Iidem plerumque et concavi, ut visum colligant, quapropter decreto hominum iis parcitur scalpi vetitis.* Qui concavi sunt, quod visum colligant; et colligendo magis aciem recreent et juvent, ideo tales non scalpi placere. At noster in universum smaragdos scalpi non solitos idcirco facit, ne offensum decus imaginum, scalpturae cavis corrumperetur. Quasi ad hoc tantum expetiti fuerint smaragdi olim, ut imagines redderent, quod specula melius faciunt. Praeterea, qui concavi sunt, imagines non recte reddunt, sed quorum planities extenta et resupina, ut idem Plinius ostendit. Haec igitur ex aequo et a veritate et Plinii mente discedunt. Hier ist ein klares Exempel, daß Salmasius dem armen Solinus auch manchmal zu viel thut! Solinus sagt: ne offensum decus, imaginum lacunis corrumperetur, und so ließ Salmasius selbst den Text des Solinus abdrucken. In der Anmerkung aber nimmt er an, als ob das Komma zwischen decus und imaginum erst nach imaginum stehe, und man lesen müsse: ne offensum decus imaginum, lacunis corrumperetur. Solinus wollte sagen, man habe die Smaragde darum nicht geschnitten, damit ihr wohlthätiger Glanz nicht durch die Vertiefungen der darin gearbeiteten Bilder verdorben werde. Salmasius aber läßt ihn sagen, „damit die sich in ihnen spiegelnden Bilder der vorstehenden Objekte nicht durch

das nächststehende Subjekt zieht; auch ohne zu wiederholen, daß ich aus einer Parallelstelle des Plinius unwidersprechlich gezeigt habe, daß das streitige Verbot von den Smaragden überhaupt zu nehmen sey: will ich hier bloß auf den Widerspruch, der in der Sache selbst liegt, bestehen. So bequem die convexen Steine zum Schneiden sind, so unbequem müssen nothwendig, aus der nämlichen Ursache, die concaven dazu seyn. Je weiter an jenen die Werkzeuge von dem Rande des Steines bleiben, desto geschwinder nahen sie sich ihm an diesen, und der Künstler ist alle Augenblicke genöthigt, um das Anstoßen zu vermeiden, den Stein zu wenden, und das Werkzeug mit einem Sotto Squadro hineingehen zu lassen. Endlich: sind es denn nur die concaven Smaragde, welche die Alten, weil es Smaragde waren, überhaupt zu reden, ungeschnitten gelassen? In was für concave Gemmen haben sie denn sonst zu schneiden, großes Belieben getragen?

Denn ich will eben nicht sagen, daß es durchaus ganz und gar keine geschnittenen Steine von con-

---

die Vertiefungen des Schnittes vereitelt würden." Und mit welchem Rechte läßt er ihn das sagen? Wenn Solinus ja einen falschen Begriff von der Spiegelung auf concaver Fläche gehabt, so verdient er den Tadel deßwegen doch erst in dem Folgenden, wo er sagt: cum concavi sunt, inspectantium facies aemulantur, nicht aber hier, wo er von den Smaragden überhaupt, und nicht von den concav geschliffenen insbesondere, redet.

caver Fläche gegeben. Es giebt deren noch. Von einigen habe ich, — wenn ich mich recht erinnere, — irgendwo bei dem Vettori gelesen, und ein Paar habe ich selbst vor mir, da ich dieses schreibe. Aber das kann ich sagen, daß sie äußerst selten sind, und allem Ansehn nach bloß das Werk der Armuth oder des Eigensinns gewesen. Folglich konnte die Besorgniß, daß man die theuerste Art eines so theuern Steines, als der Smaragd war, allzu häufig durch den Schnitt verderben würde, auch nicht so groß seyn, daß man ihr mit einem ausdrücklichen Gesetze hätte vorbauen müssen.

Fünf und vierzigster Brief.

Aber eben dieser Vettori hat in der nämlichen Stelle des Plinius noch etwas ganz anderes gefunden. Spuren des Vergrößerungsglases.

Denn da er selbst verschiedene alte geschnittene Steine von so außerordentlicher Kleinheit besaß, daß man mit bloßen Augen nur kaum erkennen konnte, daß sie geschnitten wären, aber durchaus nichts darauf zu unterscheiden vermochte: *) so meinte er, daß

*) Dissert. Glyptogr. p. 107. Exstant in Museo Victorio gemmae aliquae ita parvulae, ut lenticulae granum illis duplo majus sit; et tamen in iis vel semiexstantes figurae, vel incisae pariter spectantur: opera in area tam parvula sane, admirando, quas oculo nudo vix incisas esse judicaveris.

sich dergleichen Steine auch nicht wohl, mit bloßen Augen gearbeitet zu seyn, denken ließen. Manni hatte schon geurtheilt, daß man den Alten das Vergrößerungsglas, oder so etwas ähnliches, nicht ganz absprechen könne: er hatte sich besonders auf die mit Wasser gefüllte gläserne Kugel, deren Seneca gedenkt, gestützt! und Vettori glaubte, durch das, was Plinius von den Smaragden sagt, iidem plerumque et concavi, ut visum colligant, diese Meinung noch mehr bestätigen zu können. Igitur, sagt er, si concavi plerumque erant apud veteres Smaragdi, ut facile visum colligere possent, sane non nisi arte optica illam cavitatem induissent, quam artem ideo perfecte scivisse praesumendum videtur. Et Neronis Smaragdum, quo ludos gladiatorios spectare consueverat, pari argumento *concavum* fuisse licet arguere.

Aber Vettori muß wenig von der Wissenschaft verstanden haben, von der er glaubt, daß die Alten sie so vollkommen ausgeübt. Sonst hätte er ja wohl gewußt, daß durch eine concave Fläche die Dinge kleiner, und nicht größer erscheinen; und daß aller Vortheil, den Hohlgläser den Augen verschaffen, nur für kurzsichtige Augen ist, für die sie die Strahlen auf eine gemäßere Art brechen. Diese Brechung aber, wenn es auch wahr wäre, daß die Alten sie gekannt hätten, würde durch visum colligere gerade nicht ausgedrückt seyn; sondern visum colligere würde sich eher von der Brechung der Strahlen durch

convexe Gläser sagen lassen. Denn der Presbyte, der sich convexer Gläser bedient, bedient sich ihrer nur deßwegen, damit die Strahlen, welche in seinem Auge zu sehr zerstreut sind, mehr gebrochen und dadurch eher an dem gehörigen Orte zusammengebracht werden, welches denn wohl visum colligere heißen möchte. Der Myops hingegen, der zu concaven Gläsern seine Zuflucht nimmt, nimmt sie nur deßwegen dazu, weil die Strahlen, welche in seinem Auge zu früh zusammentreffen, durch sie erst zerstreuet und sonach zu einer spätern Vereinigung an dem rechten Orte geschickt gemacht werden, welches gerade das Gegentheil von jenem ist, und schwerlich auch visum colligere heißen könnte.

Doch es ist ausgemacht, daß die Alten von diesem allen nichts gewußt haben, und die Worte des Plinius müssen nicht von gebrochenen, sondern von zurückgeworfenen Strahlen verstanden werden. Sie müssen aus der Katoptrik, nicht aus der Dioptrik erklärt werden. In jener aber lernen wir, daß, da die von einer convexen Fläche reflektirten Strahlen divergiren, die von einer concaven hingegen convergiren, nothwendig die concave Fläche das stärkere Licht von sich strahlen muß. Und diese Verstärkung des Lichts, wie folglich auch der Farbe, ist es, was Plinius durch visum colligere meint, und warum er sagt, daß man die Smaragde meistens concav geschliffen habe.

Der Smaragd des Nero beweiset nichts. Nero

kann den Fechterspielen durch einen Smaragd zugesehen haben, und gleichwohl brauchte dieser Smaragd weder concav noch convex geschliffen zu seyn. Denn Plinius sagt auch, daß man die Smaragde ganz platt gehabt; und es kann ein solcher platter Smaragd gewesen seyn, dessen sich Nero als eines Conservativglases, vornehmlich wegen der dem Auge so zuträglichen grünen Farbe, bediente. Man betrachte nur, wie die Worte bei dem Plinius auf einander folgen, und man wird nicht in Abrede seyn, daß dieses ihre natürlichste Erklärung ist. Iidem plerumque et concavi, ut visum colligant. Quapropter decreto hominum iis parcitur, scalpi vetitis. Quanquam Scythicorum Aegyptiorumque duritia tanta est, ut nequeant vulnerari. Quarum vero corpus extensum est, eadem, qua specula ratione supini imagines rerum reddunt. Nero princeps gladiatorum pugnas spectabat smaragdo. Wenn dieser Smaragd nothwendig zu einer von den vorerwähnten Klassen müßte gehört haben, würde man ihn nicht weit eher zu denen, quorum corpus extensum est, als zu den concavis zählen dürfen? Doch Plinius hat ihn sicherlich weder zu diesen, noch zu jenen, in so fern sie als Spiegel zu brauchen waren, wollen gerechnet wissen. Denn ein platter Smaragd, der zum Spiegel dient, kann eben daher unmöglich auch zum Durchsehen dienen.

Gesetzt aber, daß er wirklich eine sphärische

Fläche gehabt hätte, dieser Smaragd des Nero; gesetzt, daß er dem Nero wirklich die Dienste eines sphärischen Augenglases gethan hätte, daß Nero deutlicher dadurch gesehen hätte, als mit bloßen Augen, ohne zu wissen, wie oder warum, auch wohl gar sich einbildend, daß das deutlichere Sehen lediglich dem Stoffe des Steines zuzuschreiben sey; das alles, sage ich, gesetzt: so kann ich, von einer andern Seite, gerade das Gegentheil von der Vermuthung des Vettori beweisen. Der Smaragd des Nero kann schlechterdings nicht concav, er muß convex geschliffen gewesen seyn: denn, mit einem Worte, Nero war ein Presbyte. Sueton beschreibt ihn uns oculis caesiis et hebetioribus, *) und Plinius sagt noch ausdrücklicher: Neroni, nisi cum conniveret, ad prope admota (oculi) hebetes. **)

Es würde mir schwerlich eingefallen seyn, einen so puren puten Antiquar, als Vettori, in solchen Dingen zu widerlegen, wenn ich nicht gefunden hätte, daß noch jetzt Herr Lippert in die Fußstapfen desselben getreten wäre. Auch Herr Lippert glaubt, sich für die Vergrößerungsgläser der Alten erklären zu dürfen; und zwar aus Wahrscheinlichkeiten, die im Grunde die nämlichen sind, auf welche Vettori drang, nur daß er sie etwas richtiger entwickelt hat. ***)

*) Cap. 51.

**) Lib. XI. sect. 54. Edit. Hard.

***) S. die Zusätze von Eschenburg, XIX.

„Noch eine Anmerkung," schreibt er,*) „bei den so subtilen Werken der alten Steinschneider, verdient hier einen Platz. Dieses so Feine hat mehr denn ein scharf sehendes Auge erfordert. Die Augen der Alten haben aber deßwegen nicht schärfer, als die unsrigen, gesehen. Es ist also zu vermuthen, daß sie die Augen, so wie es unsere heutigen Künstler auch bei dem schärfsten Gesichte thun, manchmal bewaffnet, und sich mit Vergrößerungsgläsern und Brillen beholfen haben. Aber diese verfertigen zu können, gehört zur Dioptrik. Daß aber die Dioptrik bei den Alten im Gange gewesen, finde ich nicht, oder doch nur eine kleine Muthmaßung. Ich weiß wohl, daß Euklides, ungefähr dreihundert Jahr vor Christi Geburt, die Mathesis und auch die Optik gelehrt, und daß hernach aus ihm Abazen und Vitellio ihre Grundsätze zur Optik genommen; aber daß die Dioptrik besonders gelehrt worden, habe ich nirgends finden können. So viel könnte seyn, daß man sie zur Optik mitgerechnet, weil man den Namen Anaclastica einer Wissenschaft beilegt, die zur Optik mitgerechnet worden, welche es vermuthlich gewesen ist. Man hat aber viel ältere rund geschliffene Steine, als Euklides ist, und die ein Alter von mehr als dreitausend Jahren zu erkennen geben. Es wäre denn, daß man aus der Schrift, die man auf den Steinen gar oft findet,

*) Vorbericht, S. XXXV.

und aus dem Charakter der Buchstaben ihr Alter sicher angeben könnte; aber auch da findet man, daß sie das Alter des Euklides sehr weit übersteigen. Indeß halte ich es für gar möglich, daß die Vergrößerungsgläser sehr zeitig, und nur zufälliger Weise können erfunden worden seyn. Ein einziger Tropfen Wasser, der von ungefähr auf einen kleinen Körper gefallen war, konnte hierzu Gelegenheit gegeben haben, ohne daß man dabei denken darf, daß solche nach den Regeln der Dioptrik verfertigt worden. Denn viele alte Steine sind ganz rund und schildförmig, wie die Mikroskopia, geschliffen; auch brauchten die Alten öfters Krystall, oder andere eben so reine und durchsichtige Edelsteine, besonders den Beryll. Es durfte nur ein Krystall von ungefähr linsenförmig geschliffen worden seyn, so war das Vergrößerungsglas entdeckt. Vom Nero weiß man, daß er einen geschliffenen Smaragd gebraucht, um dadurch die Zuschauer, wenn er aufs Theater kam, anzusehen." *)

Das wird einem flüchtigen Leser annehmlich genug dünken. Urtheilen Sie aber aus folgenden Anmerkungen, wie weit es für den Untersucher Stich halten dürfte:

1. Aus dem Plinius habe ich erwiesen, daß Nero ein Presbyte war. Da er nun durch seinen Smaragd nach entfernten Gegenständen blickte (Herr

---

*) *Baccius* de Gemm. natura, p. 49.

Lippert sagt, nach den Zuschauern des Spektakels; Plinius, nach dem Spektakel selbst), so geschah es nicht, um den Fehler seiner Augen dadurch zu verbessern; sondern bloß, um sie weniger anzustrengen, um sie, während der Anstrengung selbst, durch das angenehme Grün des Steines zu stärken. Die Fläche desselben brauchte nicht convex zu seyn; denn er wollte nicht nahe Gegenstände so dadurch sehen, als ob die Strahlen derselben von entferuten kämen: und concav durfte sie nicht seyn; denn sonst wären ihm die entfernten Gegenstände, nach welchen er damit sah, eben so undeutlich geworden, als ihm die nahen für das bloße Auge waren. Sondern sie mußte platt seyn, diese Fläche, und die Strahlen nach eben der Richtung durchlassen, nach welcher sie einfielen. Als ein platter durchsichtiger Körper aber, hatte der Smaragd des Nero mit den Brillengläsern nichts weiter gemein, als in so fern man auch die bloßen Conservativgläser Brillengläser nennen will, ob sie schon zur Schärfung des Gesichts nichts beitragen, von welcher gleichwohl die Rede ist. Ich finde, daß selbst Baccius, den Herr Lippert anführt, den Plinius nicht anders verstanden hat. Smaragdus, schreibt er, Neronis quoque gemma appellatur, quem gladiatorum pugnas Smaragdo tanquam speculo, spectasse ajunt: et mea quidem sententia, ut ejus aspectu oculorum recrearet aciem, qua ratione nos quoque crystallo, vitrisque viridibus, cum fructu utimur. Herr

Lippert durfte also den Baccius für seine Meinung eben so wenig anführen, als er ihn für das Factum selbst hätte anführen sollen. Nur hätte Baccius auch die Worte, tanquam speculo, weglassen müssen. Sie streiten mit dem Durchsehen schlechterdings; und auch Plinius, wie ich schon angemerkt, sagt nicht, daß der Gebrauch, den Nero von seinem Smaragde gemacht, der nämliche gewesen, den man von dergleichen Steinen zu Spiegeln zu machen gepflegt. Er erwähnt dieses doppelten Gebrauchs nur gleich auf einander; aber einen durch den andern zu erklären, hat ihm unmöglich einkommen können. Wenn Baccius erkannte, daß Nero durch seinen Smaragd gesehen: so hätte er nicht sagen müssen, daß dieses tanquam speculo geschehen. Wollte er aber annehmen, daß Nero sich seines Smaragds tanquam speculo bedient habe: so mußte jenes wegfallen; denn er hatte sich den Stein entweder als völlig undurchsichtig, oder wenigstens als auf der hintern Seite geblendet, zu denken.

2. Es würde wenig daran gelegen seyn, ob die Alten ihre dioptrischen Kenntnisse zugleich mit der Optik, oder besonders, ob unter diesem oder unter einem andern Namen, gelehrt hätten; wenn man ihnen nur überhaupt dergleichen einräumen könnte. Und doch ist Herr Lippert auch darin falsch berichtet, daß sie eine eigene Wissenschaft unter dem Namen der Anaklastik gehabt. Wenn ich nicht irre, so ist dieser Name noch neuer, als selbst der

Name Dioptrik: wenigstens ist gewiß, daß noch zu den Zeiten des Proklus, im fünften Jahrhunderte nach Christi Geburt, keine eigene Wissenschaft weder unter diesem, noch unter jenem Namen bekannt war. Die Alten wußten zwar, daß die Strahlen, wenn sie durch Mittel von verschiedener Dichte gehen, eine ανακλασιν (Brechung) leiden; aber nach welchen Gesetzen diese Brechung geschehe, davon wußten sie schlechterdings nichts. Sie erklärten aus dieser Brechung überhaupt, so ungefähr einige wenige Erscheinungen der durch verschiedene natürliche Mittel gehenden Strahlen; aber mit dem künstlichen Mittel des Glases hatten sie keine Versuche angestellt, und es blieb ein tiefes Geheimniß für sie, wie sich durch die verschiedene Fläche dieses künstlichen Mittels, die Brechung in unsere Gewalt bringen lasse.*)

3. Doch Herr Lippert giebt die theoretischen Kenntnisse der Alten hiervon endlich selbst auf, und meint nur, daß sie Vergrößerungsgläser könnten gehabt haben, auch ohne daß solche nach den Regeln der Dioptrik verfertigt worden. Das ist wahr: bediente man sich doch in den neueren Zeiten der Brillen schon an die dreihundert Jahre, ehe man eigentlich erklären konnte, wie sie der Undeutlichkeit abhelfen.**) Aber die bloße Möglichkeit beweiset nichts; auch

*) S. die Zusätze, XX.

**) S. Kästner's Lehrbegriff der Optik, S. 366.

selbst die Leichtigkeit, mit der diese Möglichkeit alle Augenblicke wirklich werden können, beweiset nichts. Die leichtesten Entdeckungen müssen nicht eben die frühesten gewesen seyn. Im Grunde mochte diese Leichtigkeit auch wohl so groß nicht seyn, als sie Herr Lippert macht. Die Steine, welche die Alten am häufigsten schnitten, waren wenig oder gar nicht durchsichtig; und wenn auch der reinste Krystall von ungefähr linsenförmig geschliffen gewesen wäre, so war darum doch noch lange nicht das Vergrößerungsglas entdeckt. Denn ein von ungefähr linsenförmig geschliffener Krystall wird auch nur ungefähr linsenförmig seyn, und also die Figur des unterliegenden kleinen Körpers zwar vergrößern, aber auch verfälschen. Was konnte der, der die Vergrößerung bemerkte, also für besondern Nutzen daraus hoffen, wenn er noch von der Vermuthung so weit entfernt war, daß die Verfälschung aus der mindern Genauigkeit der sphärischen Fläche entstehe, und durch Berichtigung dieser, jener abzuhelfen sey?

4. Endlich, wozu denn überhaupt dieser von ungefähr linsenförmig geschliffene Krystall? Weiß man denn nicht, daß die Alten dem Vergrößerungsglase noch näher waren, als ein solcher Krystall sie bringen konnte, und es dennoch nicht hatten? — Folgende Stelle in Smith's Optik hat mich daher ein wenig befremdet.*) „Da die Alten die Wir-

*) S. 381.

kungen der Kugeln, zu brennen, gekannt haben, so ist zu verwundern, daß wir bei ihnen gar keine Spur finden, daß sie etwas von derselben Vergrößerung gewußt. Sollten sie wohl niemals durch eine Kugel gesehen haben? Herr de la Hire erklärt dieses. Die Brennweite einer gläsernen Kugel ist der vierte Theil des Durchmessers, von der nächsten Fläche gerechnet. Hätten die Alten eine solche Kugel von 6 Zoll gehabt, und größer dürfen wir es nicht annehmen, so müßte eine Sache, die sie deutlich hätten dadurch sehen sollen, $1\frac{1}{2}$ Zoll von ihr gestanden haben. Natürlicher Weise haben sie dadurch nach entfernten Sachen gesehen, die ihnen nur undeutlich erschienen sind. Weite Sachen deutlich zu sehen, erfordert entweder eine größere Kugel, als sich verfertigen läßt, oder Abschnitte von großen Kugeln, die wir jetzt mit Vortheil gebrauchen. Die Alten wußten vermuthlich nicht, das Glas zu schleifen, sie konnten es nur in Kugeln blasen." Ich glaube nicht, daß diese Erklärung des de la Hire sehr befriedigend seyn könnte, falls auch schon die Sache, die sie erklären soll, ihre Richtigkeit hätte. Wenn die Alten, durch ihre gläserne Kugel von 6 Zoll, nach entfernten Gegenständen sahen, mußten sie nicht näheren vorbeisehen? und wie leicht konnte sich nicht ein Gegenstand gerade in der Entfernung finden, welche die Brennweite der Kugel erforderte? Wahrlich, es wäre ganz unbegreiflich, wenn eine solche Kugel niemals von ungefähr so gelegen hätte,

niemals von ungefähr wäre so geführt und gehalten worden, daß das Auge einen Gegenstand durch sie, von ungefähr, eben da erblickt hätte, wo sie ihn nach Maßgebung ihres Diameters vergrößern kann. Es wäre unbegreiflich, sage ich; aber gut, daß wir diese Unbegreiflichkeit nicht zu glauben nöthig haben. Denn die Voraussetzung selbst ist falsch, und es finden sich allerdings Spuren, daß die Alten die Wirkung der gläsernen Kugel, zu vergrößern, eben so wohl gekannt haben, als die, zu brennen. Was Spuren? Das ausdrückliche Zeugniß des Seneca:*) Litterae quam vis minutae et obscurae, per vitream pilam aqua plenam majores clarioresque cernuntur, dieses, meine ich, ist ja wohl mehr als Spur; und es ist nur Schade, daß es Smithen sowohl, als dem de la Hire unbekannt geblieben. Zwar hatte schon Petrarch, ohne Zweifel in Rücksicht auf diese Stelle des Seneca, dieses Mittel, das Gesicht zu verstärken, den Alten zugestanden; doch glaube ich, ist unter den neueren Schriftstellern Manni der erste, der in seinem Traktate von Erfindung der Brillen, welcher erst 1738 herauskam, als de la Hire und Smith schon geschrieben hatten, sich ausdrücklich darauf bezogen hat. Aber Manni war wohl der nicht, der uns zugleich erklären konnte, wie es gekommen, daß, ungeachtet dieser Vergrößerungskugel, von welcher bis zu dem

---

*) Natural. quaest. lib. I. c. 6.

eigentlichen Vergrößerungsglase nur so ein kleiner Schritt zu seyn scheint, die Alten dennoch diesen kleinen Schritt nicht gethan haben. Daß sie das Glas nicht zu schleifen verstanden, möchte ich mit dem de la Hire nicht gern annehmen. Ich weiß wohl, er meint nicht das Schleifen überhaupt, sondern das Schleifen in Schalen von gewissen Zirkelbogen. Wenn ihnen das aber auch unbekannt gewesen wäre: wie hätten sie nicht darauf fallen können, das Glas in dergleichen Schalen sofort zu gießen, und es hernach aus freier Hand vollends fein zu schleifen? Ganz gewiß würden sie darauf gefallen seyn, wenn sie nur im geringsten vermuthet hätten, daß die Sache überhaupt auf die sphärische Fläche ankomme. Und hier, meine ich, zeigt sich der Aufschluß des ganzen Räthsels. Es währte nur darum noch so viele Jahrhunderte, ehe man von der mit Wasser gefüllten gläsernen Vergrößerungskugel auf die Vergrößerungsgläser überhaupt kam, weil man die Ursache der Vergrößerung nicht in der sphärischen Fläche des Glases, sondern in dem Wasser glaubte. Daß dieses der allgemein angenommene Gedanke der Alten gewesen, ist gewiß; und selbst die Worte, die vor der angeführten Stelle des Seneca unmittelbar vorher gehen, bezeugen es: Omnia per aquam videntibus longe esse majora. Auch darf man gar nicht meinen, daß sie, besonders in diesem Falle, die Ursache der Vergrößerung dem Wasser zuschrieben, in so fern es in der hohlen

sphärischen Kugel gleichfalls in eine sphärische Fläche zusammen gehalten wird. Nein; an die sphärische Fläche dachten sie ganz und gar nicht: sie dachten einzig an eine gewisse Schlüpfrigkeit des Wassers, vermöge welcher die ungewissen Blicke so abgleiteten, so — was weiß ich, wie und was? mit Einem Worte: diese Schlüpfrigkeit war nicht viel anders, als eine qualitas occulta, durch die sie die ganze Erscheinung mit eins erklärten. — Und so dünkt mich, ist es fast immer gegangen, wo wir die Alten in der Nähe einer Wahrheit oder Erfindung halten sehen, die wir ihnen gleichwohl absprechen müssen. Sie thaten den letzten Schritt zum Ziele nicht darum nicht, weil der letzte Schritt der schwerste ist, oder weil es eine unmittelbare Einrichtung der Vorsicht ist, daß sich gewisse Einsichten nicht eher, als zu gewissen Zeiten entwickeln sollen: sondern sie thaten ihn darum nicht, weil sie, so zu reden, mit dem Rücken gegen das Ziel standen, und irgend ein Vorurtheil sie verleitete, nach diesem Ziele auf einer ganz falschen Seite zu sehen. Der Tag brach für sie an; aber sie suchten die aufgehende Sonne im Abend.

5. War sie nun einmal da, die gläserne Kugel des Seneca, durch welche man noch so kleine und unleserliche Buchstaben deutlicher und größer erblickte: warum hätte man sich ihrer nicht auch bei anderen, wegen ihrer Kleinheit schwer zu unterscheidenden Gegenständen bedienen können? — Du Cange theilte

dem Menage eine Stelle aus einem noch ungedruckten Gedichte des Procoprodomus mit, welcher um das Jahr 1150 lebte, wo es von den Ärzten des Kaisers Emanuel Commenus heißt:

Ἔρχονται, βλεπουσιν εὐθυς, κρατουσι τον σφυγμον του
Θωρουσι και τα σκυβαλα μετα του ὑελιου —

„sie kommen, betrachten ihn starr, fühlen ihm an den Puls, und beschauen die Auswürfe mit dem Glase." Menage war Anfangs nicht ungeneigt, unter diesem Glase eine Brille oder sonst ein Vergrößerungsglas zu verstehen; endlich aber hielt er es für wahrscheinlicher, daß bloß ein Glas darunter verstanden werde, welches über das Gefäß, worin die Auswürfe waren, gelegt wurde, um den übeln Geruch abzuhalten. Molineux und Smith stimmen dieser Auslegung bei; und letzterer mit dem Zusatze, daß sonach die Stelle auch wohl nur bloß von der Besichtigung des Harnes zu erklären sey. Ja Manni selbst sagt:*) „dies ist in der That auch der wahre Verstand; wie man eben diese Gewohnheit noch heutigen Tages an einigen Orten findet: oder man müßte das Glas für eine Art von lente erklären; wiewohl ich zweifle, daß die Alten dergleichen Gläser gehabt haben." Aber wenn Manni hieran auch mehr, als gezweifelt hätte;

---

*) Nach der deutschen Übersetzung, in dem 7ten Theile des Allgemeinen Magazins, S. 9.

wenn er völlig überzeugt gewesen wäre, daß die Alten dergleichen Gläser schlechterdings nicht gehabt: folgte denn deßwegen nothwendig jenes? Die Alten hatten keine linsenförmig geschliffenen Vergrößerungsgläser: folglich war das Glas, wodurch die alten Ärzte die Excremente ihrer Kranken betrachteten, „mehr die Nase zu schützen, als den Augen zu helfen?" Ein Arzt, dächte ich, sollte so ekel nicht seyn, und wenn er aus der genauern Betrachtung des Kothes etwas lernen kann, sich lieber die Nase zuhalten, als den Koth weniger genau betrachten wollen. Das μετα του ὑελιου sagt also wohl etwas mehr: und warum könnte denn auch nicht eben die gläserne Kugel des Seneca darunter verstanden werden, die Manni selbst so wohl kannte? Es befremdet mich, daß Manni auf diesen so natürlichen Gedanken nicht fiel. Aber er würde ohne Zweifel darauf gefallen seyn, wenn er gewußt oder sich eben erinnert hätte, daß es den alten Ärzten gewöhnlich gewesen, sich einer vollkommen ähnlich gläsernen Kugel zu einer verwandten Absicht zu bedienen. Invenio Medicos, sagt Plinius,*) quae sunt urenda corporum, non aliter utilius id fieri putare, quam crystallina pila adversis posita solis radiis. Hier ist dem Plinius diese Kugel von Krystall; an einem andern Orte ist es ebenfalls eine gläserne mit Wasser gefüllte

*) L. XXXVII. Sect. 10.

Kugel.*) Sie sey aber von Krystall oder von Glas, mit oder ohne Wasser gewesen: genug, daß die nämliche durchsichtige Kugel, welche brennt, nothwendig auch vergrößern muß, und daß es schwer zu begreifen ist, wie man sich ihrer lange zu der einen Absicht bedienen kann, ohne die andere gewahr zu werden. — Ein Umstand nur dürfte hierbei auffallen. Dieser nämlich: wenn die Kugel, womit die Ärzte brannten, durch die sie folglich auch die Dinge vergrößert erblicken mußten, nicht von Glas, nicht hohl, nicht mit Wasser gefüllt, sondern durch und durch Krystall war; so müßte ja wohl das falsche, die Alten nach meiner Meinung von Entdeckung der eigentlichen Vergrößerungsgläser entfernende Raisonnement, als liege der Grund der Vergrößerung in den Bestandtheilen des Wassers, wegfallen; und was hinderte die Alten sodann, die Wahrheit, die ihnen unmöglich näher liegen konnte, zu ergreifen? Hierauf könnte man antworten: das Zeugniß des Plinius ist später, als das Zeugniß des Seneca; zu den Zeiten des Seneca brannte und vergrößerte man nur noch durch gläserne mit Wasser gefüllte Kugeln; zu den Zeiten des Plinius wußte man, daß sich beides auch durch dichte krystallene Kugeln thun lasse, und das war eben der

*) Lib. XXXVI. Sect. 67. Addita aqua vitreae pilae sole adverso in tantum excandescunt, ut vestes exurant.

Schritt, welchen die Kenntniß der Alten in diesem Zeitraume gethan hatte. Oder man könnte eben das antworten, was Salmasius*) bei Gelegenheit einer andern Stelle des Plinius sagt: Vitrum pro crystallo accepit Plinius; το κρυσταλλοφανες ἀντι της κρυσταλλου. Die Kugel, von der er gelesen hatte, daß sie die Ärzte zum Brennen brauchten, war von Krystallglase, und nicht von wirklichem Krystalle; es war die nämliche Kugel, die er an der andern Stelle beschreibt; also die nämliche Kugel, mit der Seneca vergrößerte. Auch ist es überhaupt den Schriftstellern damaliger Zeit gewöhnlich, alle Körper in candido translucentes, es mochten Produkte der Natur oder der Kunst seyn, das reine Glas sowohl, als die edleren farblosen Steine, crystalla zu nennen. Doch wozu nur so halb befriedigende Antworten? Die volle Antwort, dünkt mich, ist diese: es sey die Brennkugel des Plinius immer von wirklichem Krystall gewesen; wer sagt uns denn, daß sie dichte durch, Krystall gewesen? Krystall läßt sich hohl drehen, und die Alten haben ihn hohl zu drehen verstanden. Was hinderte also, daß die wirklich krystallene Kugel, durch welche die Alten brannten und vergrößerten, nicht auch mit Wasser gefüllt gewesen? Nichts hinderte; vielmehr fand sich die nämliche Ursache, warum sie die Kugel von Glas mit Wasser füllen

*) Ad Solinum p. 1092. Edit. Paris.

zu müssen glaubten, vollkommen auch bei der Kugel von Krystall. Sie füllten die Kugel von Glas mit Wasser, weil sie sich einbildeten, daß ohne die dazu kommende Kühlung des Wassers, das Glas die erforderliche Erhitzung durch die Sonnenstrahlen nicht aushalten könnte; daß es ohne Wasser springen mußte. Das sagt Plinius selbst ausdrücklich: Est autem caloris impatiens (vitrum), ni praecedat frigidus liquor: cum addita aqua vitreae pilae sole adverso in tantum excandescant, ut vestes exurant. Nun aber glaubten sie auch von dem wirklichen Krystall, daß er die Hitze eben so wenig vertragen könne, und mußten es vermöge der seltsamen Meinung, die sie von der Entstehung des Krystalls hatten, um so viel mehr glauben.*) Folglich konnte gleiche Besorgniß nicht wohl anders, als gleiche Vorsicht veranlassen; füllten sie die gläserne Brennkugel mit Wasser, so mußten sie auch die krystallene damit füllen.

6. Und nun, dem Herrn Lippert wieder näher zu treten: was ist es, was er eigentlich mit seiner Muthmaßung, die Brillen und Vergrößerungsgläser der Alten betreffend, will? Warum trägt er sie vor? warum trägt er sie eben hier vor? Er trägt sie vor, ohne Zweifel, weil er sie für neu hielt,

---

*) *Plinius* lib. XXXVII. sect. 9. Crystallum glaciem esse certum est — ideo caloris impatiens non nisi frigido potui addicitur.

wenigstens den Grund für neu hielt, den er von den durchsichtigen, bauchicht geschliffenen Steinen für sie hernahm. Aber warum hier? hier, wo die Rede von den so bewundernswürdig kleinen Werken der alten Steinschneider war? Glaubt Herr Lippert wirklich, daß dergleichen Werke durch ein Vergrößerungsglas leichter und besser zu machen sind, als mit bloßem Auge? Ich habe mir das Gegentheil sagen lassen, und außerordentliche Künstler im Kleinen, deren ich mehr als Einen kenne, haben mich alle versichert, daß ihnen ein Vergrößerungsglas bei der Arbeit schlechterdings zu nichts dienen könne, da es Stein und Instrument und Hand, alles gleich sehr vergrößere. Es ist wahr, sie können durch das Vergrößerungsglas erkennen, wie viel ihrer Arbeit an der Vollendung noch fehlen würde, wenn sie bestimmt wäre, dadurch betrachtet zu werden. Aber da es lächerlich wäre, nur deßwegen kleine Kunstwerke zu machen, um das Vergnügen zu haben, sie durch das Glas vergrößert zu sehen; so sind alle Mängel, die man nur durch das Glas erblickt, keine Mängel, und der Künstler braucht nur denen abzuhelfen, die ein gesundes unbewaffnetes Auge zu unterscheiden vermag. Aber auch hierbei muß er die größere Schärfe seines Gesichts, so zu reden, in der Hand haben; er muß mehr fühlen, was er thut, als daß er sehen könnte, wie er es thut. Wenn also auch schon die alten Steinschneider, es sey die gläserne Vergrößerungskugel des Seneca,

oder einen durchsichtigen sphärisch geschliffenen Stein, zu brauchen gewußt hätten: wozu hätten sie ihn eben brauchen müssen? Und nur daher begreife ich, wie jene gläserne Vergrößerungskugel zu den Zeiten des Plinius bekannt seyn konnte, ohne daß er ihrer jemals, bei so vielfältiger Erwähnung mikrotechnischer Werke, gedenkt: da er im Gegentheil verschiedene Mittel, deren sich besonders die Steinschneider bedienten, die natürliche Schärfe ihres Gesichts zu erhalten und zu stärken, sorgfältig anmerkt.*) Andere alte Schriftsteller gedenken noch anderer solcher Mittel, die man alle jetziger Zeit, da der Gebrauch der Vergrößerungsgläser so allgemein geworden, unstreitig zu sehr vernachlässigt: so daß die Frage, ob der Sinn des Gesichts bei den Alten, oder bei den Neueren der schärfere sey? eine Unterscheidung erfordert. Wir sehen mehr, als die Alten; und doch dürften vielleicht unsere Augen schlechter seyn, als die Augen der Alten: die Alten sahen weniger, als wir; aber ihre Augen, überhaupt zu reden, möchten leicht schärfer gewesen seyn, als unsere. — Ich fürchte, daß die ganze Vergleichung der Alten und Neueren hierauf hinauslaufen würde.

*) Lib. XX. sect. 51. et lib. XXXVII. sect. 16.

Sechs und vierzigster Brief.

Ich habe mich bei der ersten Klotzischen Anmerkung über das Mechanische der Steinschneidekunst etwas lange verweilt. Bei der zweiten werde ich um so viel kürzer seyn können. Sie lautet so: *)

„Die natürlichen Adern und Flecken eines Steines dienten den Alten bei erhabenen geschnittenen Werken oft zur Erreichung ihres Endzwecks, die jedem Dinge eigenen Farben zu geben, und die schönste Malerei zuwege zu bringen. Sie wußten hierdurch ihren Werken eine Lebhaftigkeit zu geben, die sich der Natur näherte, und machten dem Maler seinen Vorzug zweifelhaft. Die Farben sind so gebraucht, daß die Farbe, welche zu einer Sache angewandt worden, sich nicht auf eine andere zugleich mit erstreckt, und alle Unordnung ist vermieden.“

Welch schielendes Wortgepränge! welche abgeschmackte Übertreibung von der etwanigen Wirkung eines glücklichen Zufalls, oder einer ängstlichen Tändelei! Also war es, bei erhaben geschnittenen Werken, der Endzweck der Alten, „jedem Dinge die ihm eigene Farbe zu geben?“ Der Endzweck! kann man sich ungereimter ausdrücken? Und diesen Endzweck halfen ihnen die natürlichen Adern und Flecken des Steines erreichen? und so erreichen, daß die schönste Malerei daraus entstand? Die schönste

*) S. 53.

Malerei! Eine Malerei, die dem Maler seinen Vorzug zweifelhaft macht! Kann man kindischer hyperbolisiren? Gerade so würde ein spielendes Mädchen, das Kupferstiche ausschneidet, und sie mit bunten seidenen Fleckchen auslegt, dem Maler seinen Vorzug zweifelhaft machen.

Was kann ich mehr von der ganzen Anmerkung sagen, als was bereits ein Gelehrter davon gesagt hat, welcher gleichfalls sein freimüthiges Urtheil über die Schrift des Herrn Klotz fällen wollen, ohne sich vor dem Kothe zu fürchten, den Lotterbuben dafür auf ihn werfen würden? „Ich habe," sagt Herr Raspe,*) „viele geschnittene Steine dieser Art gesehen. Sie kommen mir vor, als die Akrosticha und Chronodisticha in der Poesie. Viel Zwang und etwas Farbe ist gemeiniglich ihr ganzes Verdienst." Auch Herr Lippert erkennt diesen Zwang fast an allen so malerisch geschnittenen Steinen, die er seiner Daktyliothek dessenungeachtet einverleiben wollte. Wozu also so viel Aufhebens davon in einem Büchelchen, das die Gemmen hauptsächlich zu Bildung des Kunstauges und des Geschmacks empfiehlt? Hier würde vielmehr gerade der Ort gewesen seyn, die Liebhaber vor dergleichen Afterwerken der Kunst zu warnen.

Setzen Sie noch hinzu, daß die besten unter diesen Afterwerken der Kunst, diejenigen, meine

---

*) Anmerkungen rc. S. 31. (Cassel 1768.) in 11.

ich, welche die richtigste, ungezwungenste Zeichnung und Anordnung zeigen, vielleicht Betrug sind: ich will sagen, daß sie nicht aus Einem Steine bestehen, dessen Streifen von verschiedener Farbe man so kunstreich genutzt, sondern daß es verschiedene Steine sind, die man so unmerklich auf einander zu setzen verstanden. Sardonyches, sagt Plinius,*) e ternis glutinantur gemmis, ita ut deprehendi ars non possit: aliunde nigro, aliunde candido, aliunde minio, sumtis omnibus in suo genere probatissimis.

Schlimm! und Betrug bleibt Betrug, er mag noch so fein seyn. — Aber doch ist auch so viel wahr, daß es einem Künstler weit anständiger ist, den Stoff, in den er arbeitet, seinen Gedanken, als seine Gedanken dem Stoffe zu unterwerfen.**)

Sieben und vierzigster Brief.

Es versteht sich, daß ich unter dem Tadel meines vorigen Briefes nicht die eigentlichen Kameen mit begreife.

Sie werden mich fragen, was ich eigentliche Kameen nenne? Solche erhaben geschnittene Steine, die allein diesen Namen führen sollten. Ich weiß

---

*) Lib. XXXVII. sect. 75.

**) S. die Zusätze, XXI.

wohl, daß man jetzt einen jeden erhaben geschnittenen Stein einen Kamee nennt. Ich weiß aber auch, daß dieses weder immer geschehen, noch jetzt von uns geschehen müßte, wenn wir genuin und bestimmt sprechen wollten.

Eigentlich heißt ein Kamee nur ein solcher erhaben geschnittener Stein, welcher zwei Schichten von verschiedener Farbe hat, deren eine die erhabene Figur geworden, und die andere der Grund derselben geblieben. Dieses bekräftigt für mich Boot:*)

*) Lib. II. cap. 84. p. 234. Edit. Adr. Tollii. Ich citire hier den Boot, weil sein Werk, mit den Anmerkungen und Zusätzen des Tollius und Laet, unstreitig das vollständigste und gewöhnlichste Handbuch in dieser Art von Kenntnissen ist. Denn sonst hätte ich eben sowohl andere, als z. E. den Cäsalpinus, citiren können, welcher libr. II. de Metallicis cap. 36. das Nämliche, fast mit den nämlichen Worten, sagt: scalpunt gemmarii has (Onychas) vario modo. Si enim crusta alba alteri nigrae superposita sit, aut secundum alios colores, ut rubens, albae aut nigrae, aut e converso, scalpunt in superiori imaginem, ut inferior veluti stratum sit, has vulgo Cameos vocant. Es ist bekannt, daß Cäsalpinus einige Jahre früher, als Boot, schrieb: und aus solchen gleichlautenden Stellen hat daher Caylus den Boot zum Plagiarius des Cäsalpinus zu machen, kein Bedenken getragen. „Dieser Schriftsteller," schreibt Caylus (in seiner Abhandlung vom obsidianischen Steine, S. 31, deutsche Übers.), „hat oft ganze Stücke aus dem Texte des Cäsalpinus abgeschrieben, indem er nur einige Ausdrücke daran verändert, oder

Dum crusta unius coloris scalpitur, ac alterius coloris pro strato relinquitur, tum gemmarii *Camehujam* vel *Cameum* vocant, sive Onyx, sive Sardonyx sit. **Es ist gleichviel, welche von den Schichten der Künstler zu der Figur nimmt, ob die lichtere, oder die dunkelere; aber freilich, wenn ihm die Wahl freisteht, wird er lieber die dazu nehmen, deren Farbe für die Figur die natür-**

---

hinzugesetzt. Er ist nicht zu entschuldigen, daß er hiervon gar nichts gedenkt, und den Cäsalpinus unter der Zahl der Schriftsteller, deren er sich bei Verfertigung seines Werks bediente, nicht einmal genannt hat." Diese Anklage ist hart; aber Boot hat ein Verzeichniß so vieler anderen Schriftsteller, die er gebraucht, seinem Werke vorgesetzt: warum sollte er nun eben den Cäsalpinus ausgelassen haben, wenn er ihn wirklich gebraucht hätte? Er hätte ihn doch wahrhaftig nicht mehr gebraucht, als irgend einen andern. Folglich kann es gar wohl seyn, daß Boot mit seinem Buche, das 1609 zuerst gedruckt ward, längst fertig war, als das Buch des Cäsalpinus zu Rom herauskam, oder in Deutschland durch den Nürnberger Nachdruck von 1602 bekannter ward. Ich wüßte auch wirklich nicht, was Boot nur aus dem Cäsalpinus hätte nehmen können; was er nicht eben so gut schon in älteren Schriftstellern hätte finden können. Wo er daher mit dem Cäsalpinus, mehr als von ungefähr geschehen könnte, zusammen zu treffen scheint, dürfen sie beide nur Eine Quelle gebraucht haben. Ja, ich wollte es wohl selbst auf mich nehmen, bei den mehresten Stellen, wo Caylus den Boot für den Ausschreiber des Cäsalpinus halten können, diese, Beiden gemeinschaftliche Quelle, nachzuweisen.

lichste oder schicklichste ist; wenn er einen Mohrenkopf z. E. auf einen Onyx schneiden soll, der eine gleich hohe, weiße und schwarze Schichte hat, so wäre es wohl sehr ungereimt, wenn er die weiße zum Kopfe, und die schwarze zum Grunde nehmen wollte. Hier muß er der Farbe nachgehen, weil er ihr nachgehen kann, ohne seiner Kunst den geringsten Zwang anzuthun: und von diesem Malerischen des Steinschneiders, sehen Sie wohl, habe ich nicht reden wollen.

Übrigens kann es jedoch bei dem jetzigen Sprachgebrauche nur bleiben, und es mag immerhin ein jeder erhaben geschnittene Stein ein Kamee heißen, obschon die von Einer Farbe so nicht heißen sollten. Aber das Wort Kamee selbst? — Ich bekenne Ihnen meine Schwäche: mir ist es selten genug, daß ich ein Ding kenne, und weiß, wie dieses Ding heißt; ich möchte sehr oft auch gern wissen, warum dieses Ding so und nicht anders heißt. Kurz, ich bin einer von den entschlossensten Wortgrüblern; und so lächerlich vielen das etymologische Studium vorkommt, so geringfügig mir es selbst, mit dem Studium der Dinge verglichen, erscheint, so erpicht bin ich gleichwohl darauf. Der Geist ist dabei in einer so faulen Thätigkeit; er ist so geschäftig und zugleich so ruhig, daß ich mir für eine gemächliche Neugierde keine wollüstigere Arbeit denken kann. Man schmeichelt sich mit dem Suchen, ohne an den Werth des Dinges zu denken, das man sucht: man freuet

sich über das Finden, ohne sich darüber zu ärgern, das es ein Nichts ist, was man nun endlich nach vieler Mühe gefunden hat.

Aber jede Freude theilt sich auch gern mit: und so müssen Sie sich schon das Wort Kamee von mir erklären lassen.

Wir neueren Deutschen haben Kamee unstreitig geradezu von dem italienischen Cameo entlehnt. Meine Untersuchung muß also auf dieses, oder auf das ihm entsprechende französische Camayeu gehen. Nun lassen sie uns fürs erste den Menage*) unter Camayeu nachschlagen, und die daselbst gesammelten Ableitungen erwägen. Gaffarel und Huet machen es ursprünglich zu einem hebräischen, Menage selbst aber zu einem griechischen Worte.

Gaffarel sagt, Camayeux hießen in Frankreich figurirte Achate, und weil man wässerichte oder gewässerte Achate habe, welche vollkommen wie Wasser aussähen,**) so hätten die Juden, die seit langer Zeit in Frankreich gewohnt, und in deren Händen der Steinhandel größtentheils gewesen, das Wort vielleicht von dem hebräischen Chemaija gemacht; welches so viel heiße, als himmlische Wasser, oder, nach dem eigenen Ausdrucke dieser Sprache, sehr schöne Wasser. — Aber was sind

*) Dict. Etym. de la Langue Fr.

**) A cause qu'on voit des Achates ondées, représentant parfaitement de l'eau.

wässerichte oder gewässerte Achate? Was sind Achate, die vollkommen wie Wasser aussehen? Sind das Achate, die so klar sind, wie das reinste Wasser? oder Achate, deren vielfarbige Flecken den Wellen des Wassers gleichen? Und waren die figurirten Steine denn nur solche Achate, solche seltene Achate? Gab es denn nicht eben so viele, nicht unendlich mehrere, die mit dem Wasser durchaus nichts Ähnliches hatten? Kaum daß ein so seichter Einfall eine ernstliche Widerlegung verdient.

Gründlicher wäre noch der Einfall des Huet. Auch Huet leitete Camayeu aus dem Hebräischen her; aber von Kamia, welches etwas bedeute, das man an den Hals hängt, um dem Gifte oder anderen Schädlichkeiten zu widerstehen; mit Einem Worte, ein Amulet. Denn, sagt er, man legte dergleichen Steinen, auf die von Natur irgend eine Figur geprägt ist, sehr große Tugenden bei.*) Doch Huet hätte wissen sollen, daß Kamia nicht eigentlich ein hebräisches, sondern ein rabbinisches Wort ist; das ist, ein solches, welches die Juden selbst aus einer fremden Sprache entlehnt haben. Und so fragt sich: aus welcher? und was bedeutet dieses Wort in der Sprache, aus der sie es entlehnt haben?

---

*) Parcequ'on attribuoit de grandes vertus à ces pierres, qui sont empreintes naturellement de quelques figures.

Menage würde uns deßfalls zu dem Griechischen verwiesen haben. Denn er sagt, Camayeu komme her von χαμαι, tief, weil sie tief gegraben worden.*) Aber wie? es sind ja gerade nicht die tief, sondern die erhaben geschnittenen Steine, die man vorzüglich Camayeux nennt.

Außer diesen Ableitungen ist mir weiter keine bekannt, als die von καυμα, die Cerutus**) (nach dem Camillus Leonardus glaub' ich) angiebt. Καυμα heißt Brand; und daher sey Camae gemacht, weil diese Art Steine an sulphurischen und heißen Orten gefunden würden. Cerutus versteht die Onyxe darunter; aber woher beweist er, daß die Onyxe nur an solchen Orten erzeugt würden? Und gesetzt, er bewiese es; wie hat man den Namen Kamee, in diesem Verstande, gleichwohl nur den geschnittenen Onyxen beigelegt? Was hatten diese vor den ungeschnittenen Onyxen voraus, daß man sie allein nach ihrem Erzeugungsorte benannte?

Noch kahler werden Ihnen alle diese Grillen, gegen die wahre Abstammung gestellt, erscheinen. Ich will Ihnen sagen, wie ich auf diese gekommen

*) A cause du creux ou ces pierres sont taillés.

**) Mus. Calceolar. Sect. III. p. 212. Camae a nonnullis vocantur, sumta denominatione a voce graeca καυμα, quod est idem quod incendium: dicunt namque in locis sulphureis et calidis inveniri.

bin. Die mineralogischen Schriftsteller des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts haben mich darauf gebracht, und Sie wissen von selbst, daß die frühesten und besten derselben fast lauter Deutsche waren. Bei ihnen fand ich nämlich das italienische Cameo, das französische Camayeu, das lateinische Camehuja, wie es Boot nennt,*) bald Gamohuidas, bald Gammenhü, bald Gemmahuja, auch wohl gar getrennt, als zwei Worte, Gemma huja geschrieben.**) Was ich daraus aber schließen mußte,

*) Nicht, wie es die alten Römer genannt haben. Diese kannten das Wort Camehuja zuverlässig nicht; welches ich wider den Herrn Cronstedt erinnere. S. dessen Versuch einer neuen Mineralogie, deutsche Übers. S. 16.

**) *Gemohuidas* schreibt es Erasmus Stella, dessen Interpretamentum gemmarum, das zu Nürnberg 1517 zuerst gedruckt worden, Bruckmann 1736 wieder auflegen lassen. Parte III. cap. 5. Gemmas ad Ectypam eruditi dixere, quae ad imagines in eis scalpendas aptae sunt; harum quanquam multae numero sunt, *Peantides* tamen, quae et *Gemohuidas* nuncupatur, quo nomine praegnantes ac plenae significantur, sese principem offert, quod usu vulgatior est, dicitur mederi parturientibus et etiam parere.

Gammenhü schreibt es Conrad Geßner (de Figuris lapidum p. 88. Tiguri 1565.): Gemmarii vero seu scalptores gemmarum gemmas minus duras ad hoc diligunt: ut quas Germani vulgo, a leni mollitie puto, Speckstein appellant, et Gammenhü.

Gemmahuja schreibt es Joh. Kentmann: Nomenclatura rerum fossilium p. 32.

Gemma huja schreibt es Agricola (beim Geßner

ist klar: folglich sind die ersten Sylben von Camayeu oder Cameo, das lateinische Gemma; und die ganze Schwierigkeit ist nur noch, was die letzten Sylben in Camehuja oder Gemmahuja bedeuten sollen.

Aus den Worten des Stella, die ich in der Note angeführt, dürfte man fast auf die Vermuthung kommen, daß huja so viel als das deutsche hoch, aufgeschwollen, trächtig, heißen solle. Doch wer würde sich einen solchen lateinisch-deutschen Hybrida, den Franzosen und Italiener von uns angenommen hätten, leicht einreden lassen? Und damit Sie auch nicht weiter lange herumrathen, so mache ich es kurz, und sage Ihnen, daß huja so viel ist, als onychia; und Gemmahuja folglich nichts mehr und nichts weniger, als das zusammengezogene und verstümmelte Gemma onychis. Aus Gemma onychia ward Gemmahuja; aus Gemmahuja ward Camehuja; aus Camehuja ward Camayeu: so wie wiederum aus Gemmahuja, Gammenhü, Cameo, ja allem Ansehn nach, auch das rabbinische Kamia.

---

l. c.): Lapis, quem, quia ejus color candidus, pinguior videtur esse, Germani ex lardo nominaverunt (quidam vocant *gemmam hujam*), limes albus distinguit modo nigram, modo cineream materiam. Ejus pars potissimum candida latior, et Sarda nostris temporibus omnium maxime aptatur ad ectypas scalpturas.

Ich halte dafür, diese Ableitung ist an sich so einleuchtend, daß ich nicht nöthig habe, mich viel nach anderen Beweisgründen umzusehen. Der vornehmste indeß würde dieser seyn: daß vom Cäsalpinus an, es durchgängig von allen mineralogischen Schriftstellern angenommen wird, daß der Camehuja oder Cameo nicht eine besondere Steinart, sondern nur ein besonderer Name eines unter einem andern Namen bekanntern Steines sey: nämlich des Onyx. Onyx, oder Onickel, oder Nicolo, sagen sie alle, heißt dieser Stein, wenn er nur geschliffen, oder so ist, wie er von Natur ist: Cameo aber heißt er alsdann, wenn er geschnitten ist, und zwar so geschnitten, daß Figur und Grund von verschiedener Farbe sind.*) Ist nun aber jeder Cameo ein Onyx; bezeichnen beide Namen den nämlichen Stein: warum sollen die Namen selbst nicht auch ursprünglich die nämlichen Wörter seyn, wenn sie es so leicht und natürlich seyn können, als ich gezeigt habe.

Vor dem Cäsalpinus wurde der Camehuja bald für diesen, bald für jenen Stein ausgegeben; auch wohl zu einem eigenen besondern Steine gemacht. Würde dieses aber wohl geschehen seyn, wenn man sich um die Abstammung des Wortes

---

*) *Caesalpinus* de Metallicis lib. II. cap. 122. Hos omnes hodie Niccolos vocant, cum solum perpoliti sunt: exsculptos autem, ut substratum asterius coloris sit, Cameos.

bekümmert hätte? Und hieraus lernen Sie denn auch, mein Freund, ein wenig Achtung für meine liebe Etymologie überhaupt! Es ist nicht sagar ohne Grund, daß oft, wer das Wort nur recht versteht, die Sache schon mehr als halb kennt.

Zu einem besondern Steine machte den Camehuja, **Kentmann**.*) Auch wohl, vor diesem, **Camillus Leonardus**. Denn der Stein, den **Leonardus** Kamam nennt, kann wohl nichts anderes, als der Cameo, die gemma onychia seyn, wie aus den Kennzeichen, die er selbst angiebt, erhellt.**) Aus dem **Leonardus** hat Boot diesen

---

*) Nomencl. Rer. foss. l. c.

) *Kamam* seu Kakamam, est albus variis coloribus distinctus, et a Kaumate dicitur, quod incendium importat: reperitur in locis sulphureis ac calidis; et frequentissime onyxae (Onychi) admixtus. Ejus determinata virtus nulla est, sed virtutem ex sculpturis seu imaginibus, quae in ipso sculptae sunt, accipit. (De Lapid. lib. II. p. 89. Edit. Hamb.) Diese Stelle hatte ich im Sinne, als ich oben sagte, daß es wohl **Leonardus seyn möchte, aus dem **Cerutus** die Etymologie von Cameo genommen. Wenigstens zeigt diese nämliche Etymologie, und die nämliche Angabe der Erzeugungsorte, daß der Cameo des **Cerutus** und der Kamam des **Leonardus**, nur ein und eben derselbe Stein seyn können. Dazu kommen noch die übrigen Merkmale des **Leonardus**; daß der Kamam an dem Onyx öfters anwachse, und daß er seine ganze Kraft von den darauf geschnittenen Figuren erhalte: welches alles den Cameo verräth.

Kamam in sein Verzeichniß unbekannter Edelsteine übergetragen; und nun wissen Sie doch ungefähr, was sie von dem Kamam, wie ihn Boot daselbst schreibt, denken müssen. Sie glauben kaum, wie sehr ich in diesem Verzeichnisse mit meiner Etymologie aufräumen könnte!

Hingegen zu irgend einem andern Steine, als dem Onyx, machten den Gemmahuja Stella und Agricola. Und zwar Stella zur Päantis der Alten. Ich habe kurz vorher gesagt, zu welchem Irrthume die Worte des Stella, Paeantides, quae et Gemohuidas nuncupatur, quo nomine praegnantes ac plenae significantur, wohl verführen könnten: nämlich in den letzen Sylben von Gemmahuja unser deutsches hoch zu finden. Aber hier kann ich Ihnen nun genauer sagen, was Stella eigentlich will. Er fand in seinem Plinius: Paeantides, quas quidam Gemonidas vocant, praegnantes fieri et parere dicuntur mederique parturientibus. Dieses Gemonidas fiel ihm auf: es hatte ihm mit dem Worte Gemmahuja so viel ähnliches, daß er glaubte, beide könnten auch nur das nämliche Ding bezeichnen: er formte also sein Gemohuidas vollends darnach, und so ward der Gemmahuja zur Päantis, zu dem Steine, von welchem die Alten glaubten, daß er für Gebärerinnen heilsam sey, weil er selbst seines Gleichen gebäre. Aber Harduin versichert, daß er in allen seinen Handschriften des Plinius, anstatt Gemonidas Gaeanidas

gefunden, und nun denke man, wie viel auf eine so zweifelhafte Lesart zu bauen sey. Hätte Stella in seinem Plinius auch Gaeanidas gelesen, so wäre sicherlich der Gemmahuja nie zur Päantis geworden.*)

Auch mißbilligte schon Agricola diese Meinung gänzlich, der den Gemmahuja für den Speckstein ausgab.**) Doch ist das wider allen Augenschein; unter hundert alten geschnittenen Steinen, sowohl erhabenen als tiefen, wird man nicht einen so thonichten finden. Denn wenn die thonichten Steine schon gut zu schneiden sind, so waren sie doch den Alten desto untauglicher zum Abdrucke; es wäre denn — Aber von dieser Vermuthung an einem andern Orte.

Unter den neueren kenne ich nur den Herrn

*) Indeß läßt sich freilich von Gaeanidas eben so wenig Rechenschaft geben, als von Gemonidas, nur daß man aus jenem leichter abnehmen kann, daß Plinius ohne Zweifel ein von γεννaω oder von γενη abgeleitetes Wort dürfte geschrieben haben. Vielleicht γυναικιζοντας, welches sodann Marbodus ausgedrückt hätte, wenn er von der Päantis, oder wie er das Wort schreibt, Peanites, sagt:

Feminei sexus referens imitando labores.

**) (Apud *Gesnerum* l. c.) Lapidis, quam, quia ejus color candidus pinguior videtur esse, Germani ex lardo nominaverunt (quidam vocant Gemmam hulam) limes albus distinguit modo nigram, modo cineream materiam. — Erasmus Stella Gemohuidas nominans, easdem veterum Paeantides non recte facit.

Dr. Vogler, von dem man sagen könnte, daß er mit dem Agricola den Gemmahuja zum Specksteine mache: *) wenn es nicht billiger wäre, von ihm anzunehmen, daß er nur zum Verständnisse derjenigen seiner Vorgänger, die es wirklich gethan, unter die verschiedenen Namen des Specksteins auch den Namen Gemmahuja setzen wollen.

Einem kleinen Einwurfe will ich noch zuvorkommen, den man mir gegen meine Auflösung des Camehuja in Gemma onychia machen könnte. Man dürfte sagen: warum sollten die Alten mit zwei Worten ausgedrückt haben, was sie mit zwei Sylben sagen konnten? warum gemma onychia, da sie kürzer mit Onyx dazu kommen konnten? Darum, antworte ich: weil Onyx bei den Alten nicht allein der Name eines Edelsteins, sondern auch einer Marmorart war; ja sogar der Edelstein diesen seinen Namen von dem Marmor bekommen hatte. **) Zum Unterschiede also, und wenn ein

*) Prakt. Mineralsystem, S. 100.

**) (*Plinius* Lib. XXXVII. Sect. 24.) Exponenda est et Onychis ipsius natura, propter nominis societatem: hoc in gemmam transilit ex lapide Carmaniae. An der andern Stelle, wo Plinius des Marmors dieses Namens gedenkt (Lib. XXXVI. Sect. 6.), steht anstatt Carmania, welches eine Provinz in Persien war, Germania. Aber Salmasius hat schon angemerkt (ad Solinum p. 558.), daß dieses ein bloßer Schreibfehler sey, und Harduin hätte daher nur immer Carmania, anstatt Germania, dort in den Text

großer Theil des Werths von diesem Unterschiede abhing, mußte man ja wohl gemma onychia oder onychina sagen.

---

nehmen sollen. Er hat diese Ehre wohl streitigeren Lesarten erwiesen. Indeß giebt mir das, was er daselbst in der Note hinzusetzt, Gelegenheit zu einer andern Anmerkung. Cave porro, schreibt Harduin, onychem hoc loco putes a Plinio pro gemma ea accipi, quam nostri vocant *Cassidoine*, ut plerisque visum. Ich frage, was ist das für ein Wort, Cassidoine, und wie kommt der Onyx dazu, von den Franzosen so genannt zu werden? Beim Richelet wird Cassidoine durch Murrha erklärt, und hinzugesetzt: Manière de pierre précieuse, embellie de veines, de diverses couleurs. Sehr gründlich! Aber in einem Wörterbuche möchte man auch gern lernen, wo das Wort selbst herkomme; und davon findet sich nichts. Ich will es kurz machen: Cassidoine ist nichts als ein alberner Schreibfehler, den die Unwissenheit fortgepflanzt, und nun fast gültig gemacht hat. Es soll Calcedoine heißen: Quae hodie Calcedonia audit, et corrupte Cassedonia, sagt Laet. Denn der milchfarbene trübe Achat, den wir jetzt Chalcedon nennen, hieß in späteren Zeiten weißer Onyx. Wie er aber zu dem Namen Chalcedon gekommen, ist schwer zu sagen; da er mit allen den Steinen, welche bei den Alten von Karchedon, oder Kalchedon, ihren Beinamen haben, nicht das geringste Ähnliche hat. So viel weiß ich nur, daß er diesen Namen nach den Zeiten des Marbodus muß bekommen haben. Denn der Chalcedon des Marbodus ist weder unser Chalcedon, noch sonst ein onyxartiger Stein, sondern der kalchedonische Smaragd des Plinius, vermengt mit eben desselben smaragdartigem Jaspis, Grammatias oder Polygram=

Und nun noch ein Paar Anmerkungen, die ungefähr eben so wichtig sind, als der ganze Wrast, mit dem ich diesen Brief vollgepfropft habe.

Wenn ein Cameo, oder Camayeu, nur ein solcher erhaben geschnittener Stein geheißen hat, und eigentlich heißen sollte, dessen Grundlage von einer andern Farbe ist, als die darauf geschnittene Figur: der also zuverlässig ein Onyx seyn wird, weil unter den Edelsteinen nur die Onyxe dergleichen reguläre Lagen von verschiedener Farbe haben; so wird man leicht daraus errathen können, von welcher Beschaffenheit diejenigen Gemälde seyn müssen, welche die Franzosen gleichfalls Camayeux nennen, und einsehen, warum dergleichen Gemälden dieser Name beigelegt worden. Nicht weil sie das Basrelief nachahmen, heißen sie Camayeux; wie sich Pernetti*) und andere einbilden: denn ich wüßte nicht, was χαμαι, wovon er das Wort mit dem Menage ableitet, mit dem Basrelief gemein hätte?

---

mos genannt, wie aus dem Zusatze, daß er den Rednern und Sachwaltern dienlich sey, erhellt. Weder die Ausleger des Marbodus, noch Salmasius, der den Chalcedon des Marbodus bloß für des Plinius turbida Jaspis, quam Calchedon mittebat, hielt, haben dieses gehörig bemerkt.

*) Dict. de Peint. Ce mot ne devroit servir que pour les bas-reliefs, puisqu'il tire son nom du mot grec χαμαι, qui signifie *bas*, *à terre*. Mariette, und aus ihm Richelet, nebst anderen Wörterbüchern, sagen eben das.

sondern sie heißen so, weil sie ganz aus Einer Farbe auf einen Grund von einer andern Farbe gemalt sind, und hierin die geschnittene gemma onychia nachahmen. Überhaupt will ich hier noch hinzusetzen, daß das Erhabene so wenig das Wesentliche des Cameo ausmacht, daß auch sogar tief geschnittene Steine (Onyxe versteht sich) Kameen heißen können und heißen sollten, sobald sie durch die obere einfarbige Schicht bis auf die untere Schicht von einer andern Farbe geschnitten worden, und also die Area von dieser, und das Bild von jener Farbe erscheinen. Es ist noch nicht so gar lange her, daß die Franzosen selbst das Wort Camayeu eben sowohl von tiefer, als von erhabener Arbeit brauchten. Les Jouailleurs et les Lapidaires, schrieb Felibien in seinem Dictionnaire des Arts, nomment Camayeux les Onyces, Sardoines et autres pierres taillées en relief ou en creux. Nur die Worte et autres pierres taillées hätte er sollen weglassen. Denn höchstens können nur die Sardonyxe noch dazu gerechnet werden, als welche von den Alten mit unter dem allgemeinen Namen der Onyxe begriffen wurden, und allein einer ähnlichen Bearbeitung fähig sind.

Vielleicht auch ist dieser ältere und weitere Gebrauch des französischen Camayeu die Ursache, warum die neueren Schriftsteller dieser Nation, wenn sie erhaben geschnittene Steine durch ein Kunstwort ausdrücken wollen, lieber pierre camée, als

camayeu, sagen. Wir Deutschen wenigstens wollen, zu dieser Absicht, nur immer das fremde und neue Kamee lieber fortbrauchen, als das alte Gemmenhü erneuern. Es wäre denn, daß wir es ganz in seinem lautersten Verstande erneuern, und nicht alle und jede erhaben geschnittene Steine, auch nicht nur allein erhaben, sondern auch tief geschnittene Steine, an welchen das Bild eine andere Farbe, als die obere Fläche zeigt, damit belegen wollten. Wenn wir sodann diesen genuinen Begriff wiederum damit verbinden lernten, so sehe ich nicht, warum wir nicht, eben so gut, als die Franzosen, auch die einfarbigen Gemälde auf einem Grunde von einer andern Farbe, Gemmenhue, oder Gemälde auf Gemmenhü-Art, nennen könnten. *)

Acht und vierzigster Brief.

Noch finde ich bei den Exempeln, welche Herr Klotz zur Erläuterung seiner zweiten Anmerkung über das Mechanische der Kunst beibringt, einiges zu erinnern, welches ich freilich übergehen müßte, wenn mir nur um Herrn Klotz zu thun wäre. Ich will es also nur gegen seine Währmänner erinnert haben, und Herr Klotz hat sich von dem Tadel

*) S. die Zusätze, XXII.

mehr nicht anzunehmen, als davon auf die Rechnung des zahmen Nachschreibers fallen kann.

„Herr Winkelmann," sind seine Worte, „gedenkt eines Sardonych, welcher aus vier Lagen, einer über der andern, besteht, und auf welchen der vierspännige Wagen der Aurora erhaben geschnitten ist." Erst, mit Erlaubniß des Herrn Klotz: Winkelmann gedenkt keines Sardonych, sondern eines Sardonyx. Warum man in der mehrern Zahl noch wohl, wenn man will, Sardonyche sagen darf, das weiß ich; aber wie man auch in der einfachen Zahl Sardonych sagen könne, das ist mir zu hoch. Vielleicht zwar ist einem lateinischen Gelehrten, der sich herabläßt, deutsch zu schreiben, ein solcher Schnitzer allein erlaubt. Und so habe er denn seine Schnitzer, oder Druckfehler, wie er sie nennen will, für sich! Was ich eigentlich hier anmerken will, ist gegen Winkelmann. Winkelmann hatte Unrecht, einen Stein, von dem er selbst sagt, daß er vier Lagen von vier verschiedenen Farben habe, einen Sardonyx zu nennen. Der Sardonyx muß schlechterdings nur drei Lagen von drei Farben zeigen;*) zwei, die

*) *Plinius* lib. XXXVII. sect. 75. Sardonyches e ternis glutinantur gemmis — aliunde nigro, aliunde candido, aliunde minio, sumtis omnibus in suo genere probatissimis. Vor dem Harduin las man zwar in dieser Stelle anstatt e ternis, e ceraunniis, und diese alte Lesart hat auch der deutsche Übersetzer beibehalten, bei dem es sonderbar genug klingt, „aus

er als Onyx haben muß, und eine dritte, welche dem Sarder oder Karneol gleicht, und wodurch er eben der Sardonyx wird. Plinius, Isidorus, Marbodus nennen diese drei Farben, schwarz, weiß, roth. Aber die erste ist so unveränderlich nicht; denn sie kann eben sowohl grau oder braun, als schwarz seyn. Nur die zweite und dritte sind unumgänglich; denn ohne die zweite könnte er kein Onyx, und ohne die dritte kein Sardonyx heißen.*) Nun aber ist unter den vier Farben des von Winkelmann sogenannten Sardonyx, die dritte gerade nicht; und das ist sonach der zweite Grund, warum ihm dieser Name abzusprechen. Meinem Bedünken nach hätte ihn Winkelmann schlechtweg Onyx, höchstens einen

---

Donnerkeilen zusammengekittet." Doch Harduin's Verbesserung ist unwidersprechlich, wie man bei ihm selbst nachsehen mag. Außer dem Isidorus hätte er auch noch den Marbodus für sich anführen können, der eben so ausdrücklich von dem Sardonyx sagt:

Tres capit ex binis unus lapis iste colores;
Albus et hinc niger est, rubeus supereminet albo.

*) Salmasius will zwar (ad Solinum p. 563.), daß die arabischen Sardonyxe nichts von der rothen Farbe gehabt; allein in der Stelle des Plinius, worin er das finden will, finde ich es nicht. Eben so wenig kann ich mir mit ihm einbilden, daß Plinius geglaubt, Sardonyx solle so viel heißen, als Sarkonyx, oder daß er auch nur andeuten wollen, als sey dieses von einigen geglaubt worden. Denn Plinius sagt zu ausdrücklich: Sardonyches olim, ut ex nomine ipso apparet, intelligebantur candore in Sarda,

vielstreifigen Onyx, nennen sollen. Denn ob man dem Onyx schon nur zwei Schichten von zwei Farben beilegt: so ist dieses doch nur von dem Onyx, wie er in kleine Stücken gebrochen, nicht aber, wie er wächst, zu verstehen. Ich will sagen: da diese zweifarbigen Schichten wechselsweise parallel laufen, so kann jede mehr als einmal, und die dunklere auch mit verschiedenen Schattirungen, wieder kommen, wenn man dem Steine Dicke genug läßt. Da aber eine solche Dicke zu Ring- und Siegelsteinen eben nicht die bequemste ist: so wird er freilich aus der Hand des Steinschleifers selten anders, als mit zwei Schichten kommen. Nur wenn diese Schichten dünne genug sind, oder das Kunstwerk, zu welchem er bestimmt wird, eine größere Dicke erfordert, wird er, wie gesagt, jede der zwei Schichten mehr als einmal, und die dunklere nach verschiedenen Schattirungen haben können. Und das ist hier der Fall. Die vier Lagen des Winkelmannschen Steines sind in ihrer Folge, schwarzbraun, braungelb, weiß und aschgrau. Alle diese Farben und Schichten kommen ihm als Onyx zu; und besonders, sieht man wohl, sind die zwei ersten nichts, als Verlauf der nämlichen Schichte ins Hellere: so wie die vierte, die aschgraue (wenn sie ihm anders hier nicht aufgesetzt ist), nichts als allmälige Verdunkelung der weißen Schichte in die natürlicher Weise wiederum angrenzende schwarzbraune oder braungelbe, seyn dürfte. Freilich ist die rothe Farbe, die den Sard-

onyx zum Onyx macht, im Grunde auch nichts als eine Variation der braunen: denn beide sind, ihren Bestandtheilen nach, auch vollkommen der nämliche Stein; aber wenn denn nun einmal für diese Variation ein besonderer Name bestimmt ist, warum will man ihn einer andern beilegen?*) —

Ein zweites Exempel nimmt Herr Klotz aus der Daktyliothek des Zanetti. „In der Zanettischen Sammlung," sagt er, „wird ein Tiger aus dem orientalischen Steine, Maco, bewundert, wo sich der Künstler der Flecken des Steines bedient hat, um die Flecken des Tigers auszudrücken." Maco? Wer hat jemals von einem solchem Steine gehört? Da wird sich ganz gewiß wieder der Setzer versetzt, oder der Schreiber verschrieben haben. So ist es: denn Gori, von dem die Auslegungen dieser Daktyliothek sind, sagt: exsculptum lapillo orientali, quem vulgo appellant Moco. Moco also, nicht Maco: und nun errathe ich es ungefähr, daß Gori einen Mokhastein meint, einen Stein, den jetzt fast jeder kleine Galanteriekrämer kennt, da er häufig in Ringe verarbeitet wird. Gleichwohl muß ihn — ich will nicht sagen, Herr Klotz; wer wird von dem das anders erwarten? — sondern Gori selbst nicht gekannt haben. Denn sonst hätte er ihn uns gewiß bei seinem alten wahren Namen, der zugleich die Definition ist, und nicht bloß bei diesem so viel

*) S. die Zusätze, XXIII.

als nichts sagenden Juweliernamen, genannt. Der Mokhastein ist ein Dendrachat, und hat in den neueren Zeiten diesen Namen bekommen, nicht weil er eben um Mokha gefunden, sondern aus anderen östlichen Ländern nach diesem Hafen gebracht und von da in Menge nach Europa geführt wird.*) **)

Neun und vierzigster Brief.

Gori zeigt sich überhaupt, in seiner Daktyliothek des Zanetti, nicht eben als einen besondern Steinkenner. Er schrieb den Namen hin, wie er ihn hörte; unbekümmert, ob seine Leser etwas dabei würden denken können, oder nicht. Mochte er doch wohl öfters selbst nichts dabei denken.

Sie erinnern sich, was ich bereits in meinem fünf und zwanzigsten Briefe wegen der Prasma Smaragdinea wider ihn angemerkt habe. Einer solchen Prasma fand er den Stein sehr ähnlich, auf

*) Hill, in seinen Anmerkungen über den Theophrast, S. 86. Agates, with the resemblance of trees and shrubs on them, they call'd, for that reason, *Dendrachates*. These are what our jewellers at this time call Mochostones, but improperly; for they are not the product of that kingdom, but are only used to be brought from other countries and shipp'd there for the use of our merchants.

**) S. die Zusätze, XXIV.

welchem er den Kopf des jungen Tiberius erkannte;*) und wie sagt er, daß man diesen Stein nenne? Quem Igiadam appellant, oder mit den Worten seines Übersetzers: Igiada molto bella, che al Prasma di Smeraldo assai si avuincina. Sie sollen zwanzig Naturalisten aufschlagen, ehe Sie dieser Igiada auf die Spur kommen. Und werden Sie wohl glauben, daß es weiter nichts, als der verstümmelte spanische Name eines sehr bekannten Steines ist? Die Spanier nennen Piedra de hijada einen lapidem nephriticum, einen Nierenstein, den sie häufig aus ihren amerikanischen Provinzen bringen.**) Dieser hat auch wirklich die Farbe eines Prasius oder Präsem; aber bei weitem nicht dessen Härte, und kann folglich auch dessen Politur nicht haben. Dazu ist der Name Igiade bei dem Gori um so viel unschicklicher, weil, wenn es eine wirkliche Piedra de hijada wäre, die Arbeit darauf unmöglich alt seyn könnte.***)

Sollte ein Gelehrter dem unwissenden Pöbel die Worte so aus dem Munde nehmen, wenn es nur an ihm liegt, sich von den nämlichen Dingen ohne sie, eben so richtig als allgemein verständlich, auszudrücken? Sollte er, einen Stein zu benennen,

---

*) Tab. IX. p. 17.

**) Laet. Lib. I. Cap. 23.

***) S. die Zusätze, XXV.

lieber mit dem Juwelier und Seefahrer, als mit dem Griechen und Römer, als mit dem Naturforscher sprechen? Gleichwohl ist es in den späteren Zeiten fast immer geschehen; und nur dadurch sind in diesem Theile der Naturgeschichte der Dunkelheiten und Verwirrungen so viel geworden, die sich nothwendig auch je länger je mehr häufen müssen, wenn sich ein jeder nach eigenem Gutdünken, oder mit dem ersten dem besten Worte, das er gehört, darin ausdrücken darf. Schon der ehrliche Stella, vor mehr als zweihundert Jahren, eiferte wider diese Unart; aber was half es? Seine Worte sind der Beispiele wegen merkwürdig. Se non parum admirari, schreibt er,*) viros alioquin doctos, in his rebus, *quae natura tanta ornasset* pulchritudine, barbara ac plebeia uti nuncupatione, ut scil. Carbuncules *Rubinos*, Lychnites *Amandinos*, Sandaresios *Granatos*, Chrysolitos *Citrinos*, dicerent et plerasque alias ineptissimis vocabulis appellarent, quae tamen elegantissimis *nominibus apud scriptores*, tum Graecos, tum Latinos, celebrarentur. Den Rubin ausgenommen, über den man durchgängig einig ist, wird man die übrigen neugeprägten Namen von nachherigen Schriftstellern auf ganz andere alte zurückgeführt finden. Sie mögen darin auch leicht eben so viel Recht haben, als Stella; nur wegen des

*) Praef. Interpret. Gemm.

Amandins möchte ich es lieber mit diesem halten. Ein Wort hierüber.

Die Lychnis und der Carbunculus Alabandicus ist bei dem Plinius ein und eben derselbe Stein; einmal nach einer ihm besonders zukommenden Eigenschaft, und einmal nach der Gegend, wo er vornehmlich gefunden ward, so genannt. Denn beide sind dem Plinius aus dem genere ardentium, beide sind ihm nigriores oder remissiores carbunculi, und von beiden sagt er, daß sie in Orthosia caute oder circa Orthosiam gefunden würden. Wenn also Stella den Amandin der Neueren zu der Lychnis der Alten macht: so macht er ihn zugleich zum carbunculo alabandico, das ist, zu einem dunkelrothen Rubin. Cäsalpinus hingegen, Boot, Laet und die ganze Heerde ihrer Nachfolger, machen den Amandin zum Troezenius des Plinius, das ist, zu einem Rubin mit weißen Flecken. Doch unterscheiden eben diese den Amandin von dem Almandin, welchen letztern sie für den carbunculum alabandicum ausgeben, obschon ohne im geringsten zu vermuthen, daß dieser und die Lychnis ein und eben derselbe Stein sey. Ich habe aber nicht finden können, mit welchem Grunde sie den Almandin und Amandin zu zwei verschiedenen Steinen machen: beide Namen scheinen nur Ein Wort, beide nichts als das verstümmelte Alabandicus zu seyn. Dazu kommt eben dieses Zeugniß des Stella, welcher hundert Jahr früher geschrie-

ben, als sie alle, und dem zufolge eben darum der Amandin kein weiß gesprengter Rubin seyn kann, weil er ihn zur Lychnis macht. Stella gedenkt auch an einem andern Orte, wo er ausdrücklich alle die neubenannten Arten des Carbunculus herrechnet, nur des Amandin, und keines Almandin.*) Kurz, die Wesen sind hier ohne Noth vermehrt worden; und mich wundert nur, daß selbst Hill sich diesen chimärischen Unterschied noch gefallen lassen.**)

Ich erinnere mich hier, noch über einen andern seltsamen Namen eines Edelsteines den eigentlichen Aufschluß bei dem Stella gefunden zu haben. Unsere Voráltern, wie Sie wissen, nannten einen Opal einen Wayse, oder wie sie es schrieben, Wese, Wehse, Weise. Woher diesem Steine dieser Name? Boot will, er habe ihn vermittelst des Paederos erhalten, eines Beinamens, den man, wie Plinius meldet, gemeiniglich dem schönsten Opal wegen seiner besondern Lieblichkeit gab. Olim Paederos, schreibt Boot,***) haec gemma vocata est, a puero et amore, quod pueri pulcherrimi et innocentissimi instar omni amore digna sit. Ab hoc nomine forte deductum est nomen illud Germanicum, quo appellatur ein Wehse; id est, pupillus, quod nomen pueris tantum convenit.

*) Parte III. cap. 1.

**) *Theophrastus's* History of Stones, p. 44.

***) Lib. II. cap. 46.

Aber ich möchte es Booten nicht auf sein Wort glauben, daß Wayse ehedem nur von Knaben gebraucht worden: warum denn nicht auch von Mädchen? Jetzt wenigstens wird es von beiden gebraucht, und zwar von beiden als ein Wort weiblichen Geschlechts: wir sagen, „dieser Knabe ist eine Wayse, er ward sehr jung zur Wayse." Doch das war ehedem allerdings anders, und man brauchte das Wort im männlichen Geschlechte; obschon nicht bloß für das männliche Geschlecht. Wenn jedoch auch dieses gewesen wäre: sind denn nur Knaben, welche Waysen sind, liebenswürdige Knaben? Boot hätte so sinnreich nicht seyn dürfen: das deutsche Wayse ist nichts, als das übersetzte Orphanus; Orphanus aber war zu den Zeiten des Stella der allgemein angenommene Name des Opal, und war es wahrscheinlich durch nichts, als durch einen Fehler der Copisten in den Schriften des Albertus Magnus geworden.*) Hätte Boot bei dem Stella dieses gelesen, so würde er nicht umgekehrt geglaubt haben, daß Orphanus die Übersetzung von Wayse

*) Quaenam haec gemma foret, quam tantopere et ad insaniam Nonius adamasset, quam ego Opalum quum dixissem, convivae caeteri Orphanum me dicere debere clamitabant. — Vitio librariorum, qui Opali loco, Orphani nomen substituere, id venisse, ob id elimandum obeliscoque expugnandum in Alberti codicillo hoc vocabulum, Opalumque ejus loco inscribendum fore.

sey, auch würde er den Orphanus nicht bloß zu einer geringern Art des Opal gemacht haben, da aus den Worten des Stella erhellet, daß damals alle Opale Orphane hießen, und man kaum jenen alten ächten Namen mehr dafür erkennen wollte. Auch Frischen muß der Ursprung des Wese unbekannt geblieben seyn; er führt das Wort, das er nach dem Pencer durch Asterios und Eristalis erklärt, in seinem Wörterbuche nur kaum an; und wenn er aus eben demselben beibringt, daß die Deutschen diesen Namen mehreren Edelsteinen beilegten, so hätte er, zu Vermeidung der Mißdeutung, wohl hinzusetzen mögen, was für mehreren? Keinen anderen als solchen, die, so wie sie gewendet werden, in verschiedene Farben spielen, und folglich insgesammt unter das Geschlecht der Opale gehören. *)

Funfzigster Brief.

Auch finden sich die nichtsbedeutenden Namen Achatonyx, Achatsardonyx, zum öftern bei dem Gori; und er ohne Zweifel ist es, der dem Herrn Lippert damit vorgegangen.

Wenn es indeß keiner Ungereimtheit an einem Vertheidiger fehlen soll, so hat der Achatonyx den seinigen an einem Jenaischen Recensenten des ersten

*) S. die Zusätze, XXVI.

Theils dieser Briefe bereits bekommen.*) Dieser leugnet, daß man heut zu Tage unter dem Namen Achat, als einem Geschlechtsnamen, alle edlere Hornsteine begreife, und sagt, „wir haben noch nie gehört, daß man den Chalcedon einen Achat genannt." Wir! So muß dieses Wir überhaupt nicht viel von dergleichen Dingen gehört haben. Brückmann sagt:**) „der Achat wird von den mehresten Schriftstellern, die von Edelsteinen geschrieben haben, für das Hauptgeschlecht aller dieser Steine ausgegeben, welche wir in diesem Abschnitte beschrieben haben." Und was hatte er in diesem Abschnitte für Steine beschrieben? „Quarzartige, im Anbruch glatte oder glänzende, halb durchsichtige und undurchsichtige Edelsteine, die auch von einigen hornartige, der Ähnlichkeit zufolge, genannt werden." Ja, er setzt ausdrücklich hinzu: „Z. E. von halb durchsichtigen Steinen werden der Chalcedon, der Carneol u. s. w., von undurchsichtigen der Onyx für Achatarten angenommen." — Aus welchen Büchern hat denn nun das Jenaische Wir, vielwissenden Tones, seine Mineralogie gelernt, daß es so bekannte Dinge theils leugnet, theils nie gehört hat? Und so, wie die mehresten Schriftsteller vor Brückmann den Achat zum Ge-

---

*) St. 96. Jahr 1768. — Vergl. Lessing's Kollektaneen. 1ste Abth. (Bd. XIV. dieser Ausgabe.) S. 27 u. f.

**) Abhandlung von Edelsteinen, S. 85.

schlechtsnamen aller edlern Hornsteine, den Chalcedon nicht ausgeschlossen, gemacht: so haben dieses auch noch viele nach ihm gethan, von welchen ich Vogeln statt aller nennen will.*)

„Der Name Achatonyx," fährt der Jenenser fort, „ist kein Monstrum, wie Lessing glaubt, wenn gleich Achat und Onyx zu einem Geschlechte gehören. Auf solche Art müßte der Chalcedonyx auch ein Monstrum seyn." Mit Erlaubniß: ich habe ihn ein Monstrum genannt, nicht in so fern Achat und Onyx zu einem Geschlechte gehören, und nur verschiedene Arten des nämlichen Geschlechts sind, die sich allerdings componiren lassen, wie ich bei dem Sardonyx zugestanden habe, und aus dem Chalcedonyx nicht erst zu lernen brauche; sondern in so fern, als Achat das Geschlecht, und Onyx die Art ist, und alle Komposita aus Geschlecht und Art widersinnige Komposita sind. Gleichwohl möchte man sich auch den Chalcedonyx verbitten: denn nicht einmal unsern Chalcedon kannten die Alten unter diesem Namen, geschweige den Chalcedonyx. Und was will man denn damit? Die weiße Schichte des Onyx ist jederzeit Chalcedon: nämlich was wir jetzt Chalcedon nennen, ein milchfarbener Achat. Wenn eine dunkelere Schichte dazu kommt, so heißt der Stein Onyx; aber wann und warum soll er Chalcedonyx heißen? Wenn er durchsichtiger ist? Schon

*) Mineralsystem, S. 132.

der Onyx ist ja nicht immer ganz undurchsichtig; und es muß daher wohl eine sehr mißliche Sache seyn, mit Brückmann*) den ganzen Unterschied zwischen ihm und dem Chalcedon auf dem Mehr oder Weniger beruhen zu lassen. Ich begreife zwar, warum man für die weiße Schichte des Onyx, die gar wohl allein seyn kann, die man zu kleinen tief gegrabenen Werken auch allein brauchen kann, einen besondern Namen für nöthig erachtet; und da einmal der Name Chalcedon hierzu genommen worden, so mag er es nur immer bleiben. Aber wozu man aus diesem Chalcedon nun wiederum einen Chalcedonyx machen soll, das kann ich nicht begreifen.

Es ist freilich bloß willkührlich, ob man den Namen Achat, oder einen andern, zum Geschlechtsnamen der edlern Hornsteine machen will. Brückmann hielt es darum nicht für thunlich,**) weil der Achat nichts als eine Zusammensetzung mehrerer solcher an Farbe und Durchsichtigkeit verschiedener Hornsteine sey, gegen die er sich gleichsam wie die Glockenspeise zu den Ingredienzen derselben verhielte. So ungereimt es nun herauskommen würde, Messing oder Blei zu einer Art Glockenspeise zu machen: eben so ungereimt sey es, den Karneol oder Chalcedon oder Onyx für einen Achat auszugeben. Das mag seyn; und wenn man will, mag man daher

---

*) S. 71 und 80.

**) S. 86.

auch lieber mit Brückmann den Chalcedon, anstatt des Achats, zum Geschlechtsnamen aller dieser Steine aussondern. So viel bleibt doch immer unstreitig, daß sie alle zu Einem Geschlechte gehören, und daß, wenn man auch schon den Onyx nicht zu einem Achate machen sollte, dennoch beider Bestandtheile die nämlichen sind, und sie sich folglich nur nach den Farben, oder der Lage dieser Farben, unterscheiden können. Aber auch das sollen sie nicht, zufolge dem Jenaischen Recensenten; denn er sagt, „daß die reguläre Lage der farbigen Streife den Achat zum Onyx mache, müsse er darum bezweifeln, weil die Streifen keine nothwendige Eigenschaft des Onyx wären, und es auch genug Achate gäbe, die eine reguläre Lage von farbigen Streifen hätten, und gleichwohl darum noch nicht zu Onyxen würden." Daß doch solche Herren meistentheils das Beste in petto behalten! Ich wäre wohl begierig, einige von dergleichen Achaten, die eine reguläre Lage von farbigen Streifen haben, und gleichwohl keine Onyxe sind, von ihm kennen zu lernen. Ich will ihm Dank für seine Belehrung wissen. Nur muß er mir nicht mit den sogenannten Bandsteinen aufgezogen kommen. Denn es ist zwar wahr, daß die Bandsteine eine reguläre Lage von farbigen Streifen haben, und doch keine Onyxe sind; aber sie sind auch keine Achate. Sondern es sind Jaspisarten; wie sie denn auch bei Kennern Bänderjaspis heißen, und nur von ganz Unwissenden Bänderachat

genannt werden. Schon Theophrast hat die reguläre Lage der farbigen Streifen mit für ein Hauptkennzeichen des Onyx angegeben; das ist sie auch beständig gewesen, und ist es noch jetzt, da man sich an die Farben selbst, welche Theophrast angab, nicht mehr bindet. *)

Wahrlich, es verlohnt sich der Mühe, die ausgemachtesten Sachen zu bezweifeln, die angenommensten Systeme zu verwerfen, und überall das Oberste zum Untersten zu kehren, um nur den Herrn Klotz nicht Unrecht haben zu lassen!

Der einzige Sinn, den man noch allenfalls mit dem Namen Achatonyx verbinden könnte, wäre dieser, daß man einen Onyx darunter verstände, der an Achat angewachsen, oder noch nicht ganz von dem Achate getrennt worden, in welchem er

---

*) Theophrast sagt, daß das Weiße und Braune, aus welchen der Onyx bestehe, parallel liegen müsse. Das Übrige will ich mit den Worten seines englischen Commentators bekräftigen. The zones, sagt Hill, are laid in perfect regularity, and do not, according to the jugdment of the nicest distinguishers of the present times, exclude it from the Onyx-Class, of whatsoever colour they are, except red; in which case it takes the name of Sardonyx. The colour of the ground and regularity of the zones are therefore the distinguishing Characteristics of this stone: and in the last, particularly, it differs from the Agate, which often had the same colours, but placed in irregular clouds, veins, or spots.

gewachsen. In diesem Sinne kann sich auch wohl der Naturalist dieses Namens bedienen, um ein dergleichen Stück in seinem Kabinette zu bemerken: so wie er noch tausend solcher Namen machen kann, ähnliche Verbindungen verschiedener Körper anzudeuten. Aber diese Namen zu Benennungen besonderer Arten machen, und von ihnen etwas sagen, was sich nur von einigen Arten sagen läßt (wie z. E. mit Herrn Klotz, daß sich die Alten zu erhabenen Werken am häufigsten der Achatonyxe bedient): das ist eine große Ungereimtheit, die sich durch nichts, als durch ein aufrichtiges Geständniß der Unwissenheit, entschuldigen läßt.

Das nämliche gilt von dem Achatsardonyx und allen den Kompositis, die ohne Beispiel der Alten gemacht worden. Herr Lippert ist daran sehr reich. Er hat nicht allein Achatonyxe, und Achatsardonyxe, sondern auch Achatchalcedonier, Sapphir-Achate, und wie die Raritäten alle heißen. Gleichwohl zweifle ich, ob er einen von diesen Namen in dem Sinne will verstanden wissen, von dem ich gesagt, daß man ihn allenfalls noch könne gelten lassen. Ich zweifle, ob er z. E. unter seinem Sapphir-Achat einen Sapphir versteht, der an einen Achat angewachsen, oder nicht vielmehr einen etwas durchsichtigern Achat von der Farbe des Sapphir. Und diese Zweideutigkeit allein hätte ihn bewegen sollen, dergleichen eigenmächtige Komposita zu vermeiden.

Ein und funfzigster Brief.

Sie wundern sich, daß ich eines Jenaischen Recensenten meiner Briefe gedenke, ohne Ihnen noch gemeldet zu haben, was denn Herr Klotz selbst dazu sagt.

Ich habe lange bei mir angestanden, ob ich Sie davon unterhalten soll. Die Ränke schlechter Schriftsteller, wenn sie sich in die Enge getrieben fühlen, sind Ihnen ja wohl schon aus anderen Beispielen bekannt. Neue hat Herr Klotz deren eben nicht erfunden. Trotz meiner Erwartung, ihn wenigstens hier Original zu sehen, hat er es bei den alten bewenden lassen, die er jedoch treulich alle durch versucht, ohne sich daran zu kehren, daß die letztern immer die erstern wieder aufheben.

Als er nur noch den Anfang der Briefe in den öffentlichen Blättern gesehen hatte, gab er sich alle Mühe, in der feierlichen Kälte einer Standesperson davon zu sprechen. Es befremdete ihn, daß ich über einige Zweifel, die er mit aller Bescheidenheit vorgetragen, so empfindlich werden können; er versicherte, daß ihm sein Bewußtseyn der untadelhaftesten Absichten nicht erlaube, jemandes Unwillen, am wenigsten Zorn, zu befürchten; er erklärte, daß unser Zwist das Publikum, in dessen Angesichte ich, ihn zu belehren, auftrete, wenig interessire, daß er nicht einsehe, welchen Nutzen Künste und Wissenschaften davon haben würden; er sprach von seinem

verewigten Freunde, dem Grafen Caylus; er bezeigte seine Dankbarkeit gegen die Herren Hagedorn, Lippert und Winkelmann, denen er das Wenige, was er von der Kunst wisse, schuldig sey; er gab es zu, daß er mich nicht könne verstanden haben, gemerkte aber zugleich an, daß ich ihn über einen gewissen Punkt ja auch nicht verstanden, und führte mir schließlich zu Gemüthe, daß ich ihn wohl ehedem einen Gelehrten von sehr richtigem und feinem Geschmacke genannt hätte. *)

Was ich auf alles dieses damals antwortete, — oder antworten hätte können — war, wie folgt.

Herr Klotz sagt, „unser Zwist interessire das Publikum wenig." — Wenn ich mir nun aber das Publikum als Richter denke? Ein Richter muß alle Zwiste anhören, und über alle erkennen, auch über die geringschätzigsten; sie mögen ihn interessiren, oder nicht. Zudem, wer sind denn die Schriftsteller? wer sind denn wir beide, Herr Klotz und ich, unter den Schriftstellern, daß wir das Publikum zu interessiren verlangen können? Alle Leser, auf die wir rechnen dürfen, sind hier und da, und dann und wann, irgend ein studirter Müßiggänger, dem es gleichviel ist, mit welchem Wische er sich die

*) Man sehe den bündigen Aufsatz des Herrn Klotz, im 133sten Stücke des Hamburg. Corresp. vorigen Jahres. Das Wesentlichste von meiner nachstehenden Antwort war dem 135sten Stücke der Hamburgischen Neuen Zeitung eingeschaltet.

lange Weile vertreibt, irgend ein neugieriger oder schadenfroher Pedant, irgend ein sich erholen oder sich zerstreuen wollender Gelehrter, irgend ein junger Mensch, der von uns, oder mit uns, oder an uns, zu lernen denkt. Und diese Handvoll Individuen haben wir die Impertinenz, das Publikum zu nennen? Doch wohl, wohl; wenn die das Publikum sind: so interessiren wir das Publikum gewiß!

Aber Herr Klotz sagt zugleich, „er sehe nicht ein, daß die Künste und Wissenschaften einigen Nutzen aus unserm Zwiste haben würden." Das wäre nun desto schlimmer für ihn, der einen solchen Zwist erregt hat! Doch, sollte nicht die Kritik einigen Nutzen davon haben können? Vielleicht zwar, daß die Kritik bei Herrn Klotz weder eine Kunst, noch eine Wissenschaft ist.

Herr Klotz spricht von Anmerkungen und Zweifeln, die er mit aller Bescheidenheit vorgetragen. Wenn die Bescheidenheit darin besteht, daß man einem keine Zudringlichkeit erweiset, ohne einen Bückling dazu zu machen: so mag seine Bescheidenheit ihre gute Richtigkeit haben.

Aber mich dünkt, die wahre Bescheidenheit eines Gelehrten bestehe in etwas ganz anderm; sie bestehe nämlich darin, daß er genau die Schranken seiner Kenntnisse und seines Geistes kennt, innerhalb deren er sich zu halten hat; daß er für jeden Schriftsteller so viel Achtung hegt, ihm nicht eher zu widersprechen, als bis er ihn verstanden; daß er nicht ver-

langt, der mißverstandene Schriftsteller solle es bei seinem Widerspruche bewenden lassen; daß er ihn keiner Empfindlichkeit beschuldigt, wenn er es nicht dabei bewenden läßt; daß er in den Streitigkeiten, die er sich selbst zuzieht, rund zu Werke geht, nicht tergiversirt, nicht in einem sauer-süßen Tone, mit einer schnöden Miene, statt aller Antwort vorwendet, „das Publikum interessire dergleichen nicht, er sehe nicht ein, was für Nutzen Künste und Wissenschaften davon haben könnten! u. s. w."

Mit solchen Wendungen macht sich nur die beleidigte Eitelkeit aus dem Staube; und ein eitler Mann ist zwar höflich, aber nie bescheiden.

Schlimm genug, daß Höflichkeit so leicht für Bescheidenheit gehalten wird! Aber noch schlimmer, wenn die kleinste Freimüthigkeit Unwille und Zorn heißen soll!

„Mein Bewußtseyn," sagt Herr Klotz, „daß ich niemanden in der Welt beleidigen wollte." —

Beleidigen! vorsätzlich beleidigen! Wer in der Welt wird Herrn Klotz das zutrauen? Einem vorsätzlich eine unangenehme Stunde machen! das kann er wohl, das hält sich sein edles Herz wohl für erlaubt, wie er es mit der liebenswürdigsten Freimüthigkeit selbst bekennt.*) Aber ist denn, einem eine unangenehme Stunde machen, eben so viel, als einen beleidigen?

---

*) Allgemeine Bibliothek, B. VIII. St. II. Vorr. S. 21.

„Dieses Bewußtseyn," sagt er, „erlaubt mir nicht, jemandes Unwillen, am wenigsten Herrn Lessing's Zorn, zu befürchten." Meinen Zorn! mein Zorn! O, der Herr Geheimderath haben mich zum besten!

Und seine Leser ein wenig mit zugleich. Denn nun soll ich es für gut befunden haben, Herrn Klotz im Angesichte des Publikums zu belehren. Ich, ihn? Nicht doch; ich habe es bloß für gut befunden, mich seinen ewigen Belehrungen einmal zu entziehen. Aus Ursache, weil sie mich leider nie belehrten. Und geschahen diese Belehrungen nicht auch im Angesichte des Publikums? oder geschieht das nicht im Angesichte des Publikums, was Herr Klotz in seinen Schriften thut? Es könnte seyn.

Ich gebe es zu, daß jeder ehrliche Mann der Gefahr ausgesetzt ist, die Meinung eines andern nicht zu fassen. — Nur, wenn der ehrliche Mann ein Schriftsteller ist, könnte er sich die Zeit nehmen, sie zu fassen. Und wie, wenn er durchaus keine recht faßt, dieser ehrliche Schriftsteller?

Sehen Sie nur; selbst da versteht mich Herr Klotz nicht, wo er behauptet, daß ich ihn nicht verstanden habe. Er sagt, „ich gebe ihm in meinem Laokoon Schuld, daß er die homerische Episode vom Thersites um deßwillen tadele, weil Thersites eine häßliche Person sey; dieses sey ihm nie eingefallen; er habe ihn deßwegen weggewünscht, weil er eine lächerliche Person sey, und durch seine

Gegenwart die feierliche Harmonie des epischen Gedichts zerstöre."

O, ich habe ihn also recht gut verstanden; denn ich habe ihn gerade so verstanden, wie er sich hier erklärt.

Eigentlich zwar erwähne ich der Ursache, warum Herr Klotz den Thersites aus dem Homer wegwünscht, mit keiner Sylbe. Aber wie hätte ich die Häßlichkeit zu dieser Ursache machen können, da ich behaupte, daß die Häßlichkeit in der Poesie Häßlichkeit zu seyn aufhöre, und entweder lächerlich oder schrecklich werde?

Vielmehr, wenn Thersites in dem Homer bloß eine häßliche Person wäre, so hätte Herr Klotz, nach meiner Meinung, sehr Recht, ihn wegzuwünschen. Aber er ist nicht sowohl häßlich, als lächerlich: und aus eben dieser Ursache, aus welcher ihn Herr Klotz wegwünscht, sage ich, daß er bleiben muß.

Die feierliche Harmonie des epischen Gedichts ist eine Grille. Eustathius rechnet das Lächerliche ausdrücklich unter die Mittel, deren sich Homer bedient, wieder einzulenken, wenn das Feuer und der Tumult der Handlung zu stürmisch geworden. Wenn Thersites, weil er lächerlich ist, weg müßte, so müßten mehr Episoden aus gleichem Grunde weg. Das Lächerliche ist dem Homer nicht entwischt; sondern er hat es mit großem Fleiße und Verstande gesucht.

Das ist es, was ich an einem andern Orte weitläuftiger zu erklären, im Laokoon versprach. Das ist es, wovon mir damals Herr Klotz ganz und gar keine Idee zu haben schien, ob ich ihn schon für einen Gelehrten von sonst sehr richtigem und feinem Geschmacke erkannte.

Aber ein richtiger und feiner Geschmack ist nicht immer ein allgemeiner und großer. Auch ist ein Mann von Geschmack noch lange kein Kunstrichter. Zu diesem finde ich in Herrn Klotz jetzt noch eben so wenig Anlage, als damals. Und auch für jenen würde ich ihn nicht erkannt haben, wenn er schon damals die deutsche Bibliothek dirigirt hätte: ein Werk, worin ich sehr gelobt worden, und welches ich ganz gewiß wieder loben würde, wenn ich Lust hätte, weiter darin gelobt zu werden. —

Auf diese Antwort, und nachdem Herr Klotz den Verfolg meiner Briefe erhalten hatte, erschien ein zweiter Aufsatz von ihm, in dem nämlichen Correspondenten.*) Er merkte, daß es mit der vornehmen, abweisenden Miene nicht ganz gethan seyn dürfte: er ließ sich also auf die Rechtfertigung seines Tadels ein, und hören Sie doch, was er diesem Tadel überhaupt für eine Beschönigung giebt! „Wenn Herr Lessing," lauten die Worte, „über die Zweifel, die ich gegen seinen Laokoon auf die bescheidenste Art gemacht habe, mir so deutlich sei-

---

*) S. 154. 55. vor. Jahr.

nen Unwillen bezeigt, so kann mich dieses nicht anders, als sehr befremden. Herr Lessing verlangte in einem Briefe vom 9ten Juni 1766 meine Widersprüche ohne allen Rückhalt, und er bezeigte mir in so gefälligen und höflichen Ausdrücken sein Verlangen über mein Urtheil von seinem Laokoon, daß ich es sogar für meine Schuldigkeit hielt, ihm meine Meinung über einiges zu sagen. Ich habe auch dieses, wie ich glaube, auf eine Art gethan, die der Höflichkeit, welche mir Herr Lessing erwies, gemäß war. Es war mir bloß um die Liebe zur Wahrheit zu thun; nie habe ich den Willen gehabt, etwa Fehler aufzusuchen und dadurch Hrn. Lessing beschwerlich zu werden. Wäre dieses meine Absicht gewesen, so würde ich gewiß seine Hypothese vom Borghesischen Fechter zuerst angegriffen haben. Ehe noch in den Göttingischen Anzeigen (1768. S. 176.) diese Erinnerung gemacht wurde, hatte ich bemerkt, daß Herr Lessing zwei Statuen mit einander verwechselt habe. Denn die Stellung des Fechters (s. Villa Borghese S. 317.) kann ganz und gar nicht dem Chabrias beigelegt werden."

O des unschuldigen, friedlichen, mit dem Mantel der christlichen Liebe alle Mängel bedeckenden, nur aus Gefälligkeit widersprechenden Mannes! Wie unleidlich, wie zänkisch, wie mir selbst ungleich, muß ich gegen ihn nicht erscheinen! Wenigstens legt er es darauf an, daß ich so erscheinen soll.

Seinen bis jetzt so freundschaftlich verspartén

Vorwurf, den Borghesischen Fechter betreffend, haben wir schon vorgehabt.*) Wenn es wahr ist, daß auch Er, und Er noch früher, als der Göttingische Gelehrte, meine Verwechselung dieses Fechters mit einer andern Statue bemerkt hat: so mache er sein Wort nunmehr gut. Er zeige, wie und worin diese Verwechselung geschehen: es liegt seiner Ehre daran, dieses zu zeigen. Denn zeigt er es nicht, kann er es nicht zeigen: so war er auch hier nicht bloß der kahle Nachbeter, sondern der plagiarische Nachbeter, der bei allem seinem Nachbeten immer noch selbst gelesen, selbst gedacht haben will. Er merke aber wohl, es ist von der Verwechselung, nicht von der Deutung der Statue die Rede!

Von den besonderen Rechtfertigungen seines Tadels führe ich nichts an. Er hat getadelt, und ich habe mich verantwortet; er besteht auf seinen Tadel, und ich schweige. Mich selbst wiederholen, ist mir noch ekelhafter, als es dem Leser seyn würde; neue Erläuterungen aber, sehe ich nicht hinzu zu setzen. Das letzte Wort will ich ihm gern lassen. Nur die Einbildung kann ich ihm nicht lassen, Jemanden in der Welt überredet zu haben, daß ich ihn um sein Urtheil über meinen Laokoon gebeten.

Und das hätte ich nicht gethan? Gewiß nicht. Aber er beruft sich ja auf eine Zuschrift von mir?

*) Brief 36.

Sie sollen bald hören, was es damit für eine Bewandniß hat.

Denn nun war der erste Theil dieser Briefe erschienen: und kaum war er erschienen, so war er auch schon in dem siebenten Stücke der deutschen Bibliothek des Herrn Klotz — wie soll ich es nennen? wie würden Sie es nennen, was Sie da von Seite 465 bis 78 gelesen haben, oder geschwind noch noch lesen müssen?

Zwei und funfzigster Brief.

Herr Klotz sah, daß ich es nicht bei der Schutzwehr wolle bewenden lassen; er sah, daß ich ihm den Krieg in sein eigenes Land spiele; und das war ihm zu arg! Nach diesem Hochverrathe war weiter an keine Schonung zu denken, und er brach mit seiner ganzen Artillerie von Voraussetzungen, Verdrehungen, Verläumdungen und Vergiftungen wider mich auf. Hatte ich es doch gedacht!

Indeß, meinen Sie, müsse es damit wohl seine Richtigkeit haben, daß ich den Herrn Klotz um sein Urtheil über meinen Laokoon ersucht. Denn er erzähle ja die ganze Geschichte, wie er auf die Prüfung desselben gekommen, und diese fange er mit einem Briefe an, den ich aus Berlin, unter dem 9ten Jun. 1766, an ihn geschrieben.

Schlimm genug, daß er sie damit anfängt.

Ich habe also wohl zuerst an ihn geschrieben? Nicht Er ist es, sondern ich bin es also wohl, der die Correspondenz zwischen uns eröffnet hat? Oder hat er es im Ernst vergessen, daß mein Brief vom 9ten Jun. nichts als eine Antwort auf seine Zuschrift vom 9ten Mai war? Hat er es im Ernst vergessen, daß er mich in dieser seiner frühern, seiner ersten Zuschrift, um Erlaubniß bat, mir seine Zweifel über den Laokoon in den Actis liter. mittheilen zu dürfen?

Wenn das ist, so bin ich genöthigt, ihm sein Gedächtniß aufzufrischen: und er kann es nicht übel deuten, daß ich in der Art, es zu thun, seinem Beispiele folge. Wenn ihm erlaubt war, eine Stelle aus meinem Briefe drucken zu lassen, so kann mir nicht anders als vergönnt seyn, eben das mit seinem ganzen Briefe zu thun. Hier ist er, von Wort zu Wort!

„Ich erinnere mich, wein werthester Herr, Sie in meinem zartesten Alter bei meinem Vater in Bischofswerda gesehen zu haben, wohin Sie ein gewisser Herr Lindner, wo ich nicht irre, begleitet hatte. Sie können nicht glauben, wie sehr ich mich freue, so oft ich meinen Freunden sagen kann, daß ich Sie von Person zu kennen, das Glück habe. Warum ich es für ein Glück halte, würde ich Ihnen erzählen, wenn ich glaubte, daß man Ihre Freundschaft durch eine Sprache verdienen könnte, welche Ihnen verdächtig scheinen möchte, da sie so oft von

der Verstellung gebraucht worden. Aber erzeigen Sie mir immer die Wohlthat, und glauben Sie mir auf mein Wort, daß ich es allezeit für meine Pflicht gehalten, einer Ihrer aufrichtigsten Verehrer zu seyn, und daß vielleicht wenige Sie so zärtlich, so ohne alle Nebenabsichten geliebt haben, als ich."

„Wie viel Vergnügen macht mir nicht Ihr Laokoon! Ich bin Ihnen es schuldig, daß ich einmal an einem Orte, wo Barbarei und Unwissenheit herrscht, und wo ich nur verdrießliche Geschäfte habe, auf einige Tage aufgeheitert worden. Ein Mann von Ihrer Denkungsart nimmt mein Geständniß nicht übel, daß ich nicht überall mit Ihren Meinungen zufrieden bin. Ja, ich bin so frei, zu glauben, daß Sie mir erlauben, wenn ich meinen Zweifeln weiter nachgedacht habe, solche in den Actis liter. Ihnen mitzutheilen. Ich thue es, um noch mehr von Ihnen zu lernen. Denn wie viel habe ich nicht schon in Ihrem Buche gelesen, das ich zuvor nicht wußte!"

„Ich habe mir vorgenommen, eine neue Ausgabe des Epp. Homeric. zu machen. Es sind mir verschiedene geschnittene Steine und andere Monumente vorgekommen, woraus ein ziemlicher Zuwachs von Anmerkungen entstanden. Das Gedicht des Sadolet über den Laokoon hatte ich aus Joh. Matthaei cani Carmin. Poëtar. illust. Italorum (Lutetiae 1577.), wo es im 2ten Theile S. 132.

steht, mir gleichfalls angemerkt. Nun sehe ich, daß Sie mir zuvorgekommen sind."

„Vielleicht ist dem Lieblinge der griechischen Muse es nicht unangenehm, wenn ich noch hinzusetze, daß die noch nicht bekannte Anthologie des Strato nun völlig in meinen Händen sey. Ich habe einen Theil dieser kleinen Gedichte meinem Commentar über den Tyrtäus eingewebt, welchen Richter jetzt mit einer vielleicht übertriebenen Pracht druckt. Ein großer Theil aber ist zu frei, als daß er wenigstens von mir bekannt gemacht werden könne. — Doch ich trage Bedenken, weiter mit Ihnen zu reden, bis ich die Versicherung habe, daß Sie mir erlauben, Ihr Freund zu seyn. Unterdessen bin ich doch allezeit

Ihr

Halle, den 9. Mai,
1766.

gehorsamster Diener,
Klotz.

Diesen Brief erhielt ich, als mir ein Brief von dem Manne aus dem Monde gerade nicht mehr und nicht weniger erwartet gewesen wäre. Aber beantwortet mußte er doch werden. Und wie? Der Ton war angegeben, in welchen es die ungesittetste Kälte gewesen wäre, nicht einstimmen zu wollen. Herr Klotz erinnert sich, mich in seinem zartesten Alter in dem Hause seines Vaters gesehen zu haben: ich werde mich dessen auch erinnern müssen. Herr Klotz versichert mich, allezeit einer der aufrichtigsten Ver-

ehrer von mir gewesen zu seyn: von mir, als Schriftsteller, versteht sich; und Herr Klotz war auch Schriftsteller. Herr Klotz bekennt, vieles aus meinem Buche gelernt zu haben, was er vorher nicht wußte; das will sagen, wenn man vieles nicht weiß, kann man aus dem ersten dem besten Buche, oder richtiger zu reden, aus dem ersten dem schlechtesten, vieles lernen; und also auch das Kompliment kann ich ihm, in aller Demuth, zurückgeben. Endlich: Herr Klotz ist nicht überall meiner Meinung; er hat Zweifel über mein Buch; er will diesen Zweifeln weiter nachdenken; er glaubt, daß ich Ihm sodann erlauben werde, mir sie öffentlich mittheilen zu dürfen: erlauben! und wenn ich es Ihm nun nicht erlauben wollte? Was für Ungereimtheiten man nicht alles aus lieber Höflichkeit zu schreiben pflegt! Also nicht bloß erlauben muß ich Ihm das: ich muß Ihm wenigstens versichern, mich darauf zu freuen.

Allein diese Versicherung — ich frage Sie, mein Freund; ich frage einen jeden, der Lust hätte, mir darauf zu antworten — ist diese Versicherung, daß mir das Urtheil, die Anmerkungen, die Zweifel, die mir Herr Klotz zuerst anbietet, willkommen seyn werden, ist diese Versicherung eine eigentliche von mir herstammende Bitte um dieses Urtheil, um diese Anmerkungen und Zweifel? Kann man sagen, daß ich ihn um das ersucht habe, was ich von ihm anzunehmen, mich nicht weigern durfte? Gleich-

wohl sagt es Herr Klotz; gleichwohl darf er sich unterstehen, es mit meinen eigenen Worten beweisen zu wollen.

Meine eigenen Worte sollen diese gewesen seyn: „Ich verspreche meinem Laokoon wenige Leser, und ich weiß, daß er noch wenigere gültige Richter haben kann. Wenn ich Bedenken trug, den einen davon in Ihnen zu bestechen, so geschah es gewiß weniger aus Stolz, als aus Lehrbegierde. Ich habe Ihnen zuerst widersprochen; und ich würde sagen, es sey bloß in der Absicht geschehen, mir Ihre Widersprüche ohne allen Rückhalt zu versichern, wenn ich glaubte, daß ein rechtschaffener Mann erst gereizt werden müßte, wenn er nach Überzeugung sprechen sollte. Der häßliche Thersites soll unter uns eben so wenig Unheil stiften, als ihm vor Troja zu stiften gelang. Schreibt man denn nur darum, um immer Recht zu haben? Ich meine, mich um die Wahrheit eben so verdient gemacht zu haben, wenn ich sie verfehle, mein Fehler aber die Ursache ist, daß sie ein anderer entdeckt, als wenn ich sie selbst entdecke. Mit diesen Gesinnungen kann ich mich auf Ihr ausführliches Urtheil in den Actis liter. nicht anders, als freuen."

Ich erkenne in diesen Worten meine Denkungsart: es mögen also gar wohl meine eigenen Worte gewesen seyn. Aber was folgt daraus für Herrn Klotz? Es waren, wie Sie gesehen, erwiedernde Worte, nicht auffordernde Worte. Ja, so wenig

auffordernd, daß sie ihn vielmehr hätten stutzig machen müssen. Ich lasse ihm merken, daß ich über meinen Laokoon nur sehr wenige Richter für gültige Richter erkennen dürfte: und wenn ich ihn jetzt einen Augenblick für diesen annehme, so geschieht es nur, weil er sich so zuversichtlich für jenen aufwirft. Er will Richter seyn; und daraus schließe ich, daß er sich aus der kleinen Zahl der gültigen zu seyn, fühlen müsse. Konnte ich ihn damals schon besser kennen, als er sich kannte? —

Aber ein Wort von dieser so stolz klingenden Äußerung selbst! Sie klingt es bloß: sie ist es gar nicht. Nicht darum, meinte ich, könne mein Laokoon nur sehr wenige gültige Richter haben, weil ganz außerordentliche Kenntnisse, ein ganz besonderer Scharfsinn dazu erfordert würden: wahrlich nicht darum. Ich müßte ein großer Geck seyn, wenn ich das gemeint hätte. Der Männer, die unendlich mehr Kenntnisse von dahin einschlagenden Dingen besitzen, als ich; der Männer, die unendlich mehr Scharfsinn haben, als ich — giebt es überall die Menge. Aber deren, die beides, Kenntnisse und Scharfsinn, auch nur in einem leidlichen Grade in sich vereinigen, giebt es so viele schon nicht. Unter diesen wenigern giebt es noch wenigere, welche diesen Scharfsinn, den sie haben, auf dergleichen Kenntnisse, die ihnen auch nicht fehlen, anwenden zu können, oder zu dürfen glauben. Die mehresten von ihnen halten Scharfsinn, auf solche Kenntnisse

angewandt, für eine unfruchtbare Spitzfindigkeit, die selbst dem Vergnügen, das sie aus diesen Kenntnissen ziehen, nachtheilig werden müsse. Nur hier und da wagt es einer dann und wann, dieses sein Vergnügen auf das Spiel zu setzen, um in der Beschauung und Musterung und Läuterung desselben Vergnügen zu finden. Und so wie diese höchst seltenen Grübler nur meine Leser seyn werden, so können nur die geübtesten derselben meine Richter seyn. Aber Tausend gegen Eins, daß sich unter diesen kein Dichter, kein Maler finden wird. Es hat daher nie meine Absicht seyn können, unmittelbar für den Dichter, oder für den Maler zu schreiben. Ich schreibe über sie, nicht für sie. Sie können mich, ich aber sie nicht entbehren. Um mich in einem Gleichnisse auszudrücken: ich wickele das Gespinnste der Seidenwürmer ab, nicht um die Seidenwürmer spinnen zu lehren, sondern aus der Seide, für mich und meines Gleichen, Beutel zu machen; Beutel, um das Gleichniß fortzusetzen, in welchen ich die kleine Münze einzelner Empfindungen so lange sammele, bis ich sie in gute wichtige Goldstücke allgemeiner Anmerkungen umsetzen und diese zu dem Kapitale selbst gedachter Wahrheiten schlagen kann. —

Drei und funfzigster Brief.

Das also ist erwiesen, daß ich Herrn Kloz um sein Urtheil nicht gebeten habe. Ich habe es bloß nicht verbeten.

Ich war nie begierig darnach gewesen, ehe mich seine Zuschrift begierig darnach machte. Aber ich erinnere mich, daß ich ihn zu dem öffentlichen Widerspruche, zu welchem er sich aufwarf, wohl könne gereizt haben. Gereizt! denn ich hatte ihm selbst gelegentlich widersprochen. Doch mußte ich ihn auch nicht glauben lassen, daß ich ihn für gereizt hielte: oder mußte es ihm nur durch die Versicherung, daß ich ihn nicht dafür hielte, merken lassen. Kurz, ich sehe noch nicht, wie ich ihm damals hätte anders antworten können, als ich ihm geantwortet habe.

Aber hören Sie weiter. — Nach Verlauf von fünf Monaten erschien das Stück von den Actis liter., *) in welchem Herr Kloz Wort hielt: und er hatte die Güte, es mir mit einem zweiten Schreiben selbst zuzuschicken. Ich theile auch dieses ganz mit; denn da Herr Kloz es einmal für gut befunden, unser Publikum in einen Privatbrief gucken zu lassen, so mag diesem Publikum nun lieber gar nichts verhalten bleiben, was unter uns vorgefallen. Es lautet so:

*) Volumines III. Pars III.

„Nachdem ich einen ganzen Sommer auf Ihre Ankunft in Halle, mein werthester Herr, gewartet, und mit dieser Hoffnung mir alles das Unangenehme, welches mein Professoramt bei sich führt, versüßt hatte, bringt mir mein Freund, Herr Hausen, die Nachricht, daß Sie in Berlin sind. Es bleibt mir also nichts übrig, als, um mir das Vergnügen, Sie zu umarmen, zu verschaffen, selbst nach Berlin zu reisen, und ich hoffe gewiß, daß ich auf Ostern meinem Verlangen werde ein Genüge leisten können. Unter die Vortheile, die ich mir von dem Warschauer Antrage versprach, rechnete ich immer auch den, daß ich Sie einige Wochen genießen würde."

„Sie haben mir die Erlaubniß gegeben, das nieder zu schreiben, was ich bei dem Lesen Ihres vortrefflichen Laokoons gedacht. Wenn Sie einige Augenblicke beigelegter Schrift gönnen wollen, so werden Sie sehen, daß ich mich derselben bedient habe. Ein Mann von gegründetem Ruhme und edlem Bewußtseyn seiner Verdienste, erlaubt dem andern gern, seine schwachen Bemühungen, ihm nachzuahmen, zeigen zu dürfen, und wenn er auch gleich einsieht, daß er ihn nicht erreicht, so verzeiht er ihm doch den Mangel an Kräften, und liebt ihn wegen seines guten Willens. Dieser Gedanke verspricht mir eine freundschaftliche Aufnahme meiner Einfälle von Ihnen."

„Es war mir genug, daß Herr Hausen mir sagte, daß einige Berlinische Gelehrte sich über mei-

nen Auszug aus der allgemeinen Welthistorie gewundert hätten, um die ganze Arbeit wieder aufzugeben. Die Umstände, in welchen ich mich befand, da sie mir angetragen wurde, nöthigten mich, eine Sache zu unternehmen, bei der ich bloß den Fleiß eines Tagelöhners anzuwenden brauchte. Allein, schon der Wink eines einsichtsvollen Kunstrichters zwingt mich zu erröthen, und lieber alles einzubüßen, als Vertrauen und Gunst der Männer, gegen deren Urtheil ich nicht gleichgültig seyn kann."

„Ich hoffe, nun bald durch Bücher und andern Vorrath mich in den Stand zu setzen, ein Buch von der alten Steinschneidekunst zu verfertigen, wozu ich den Plan seit einigen Jahren gemacht, und an dessen Ausführung mich die allhier herrschende Barbarei und der Mangel an Hülfsmitteln gehindert."

„Mit einer Hochachtung und Ergebenheit, in deren Aufrichtigkeit ich niemanden in der Welt nachgeben werde, habe ich die Ehre zu seyn,"

Ihr

Halle, den 11. Oct.
1766.

gehorsamster Diener,
Klotz.

Was sagen Sie zu diesem Briefe, mein Freund? Ist es nicht ein feiner, artiger, süßer, liebkosender Brief; voller Freundschaft, voller Vertraulichkeit, voller Demuth, voller Hochachtung? O gewiß! — Und die Schrift erst, die dabei lag! Das nenne ich eine Recension! Das ist ein Mann, der zu loben

versteht! O, wie schwoll mir mein Herz! Nun wußte ich doch, wer ich war! Ich war elegantissimi ingenii vir; ich war verus Gratiarum alumnus; mir hatten die Musen dudum principem inter Germaniae ornamenta locum zuerkannt; ich war es, der nicht anders als cognitis optimis fere omnium populorum libris, artium natura perspecta, conjunctaque antiquarum litterarum scientia cum recentiorum auctorum lectione, die Feder ergriffen. Nun war mir mein Buch erst lieb! Denn es war dem Herrn Klotz ein aureolus libellus, und er rief einem jeden, der es in die Hand nehmen wolle, mit den Worten des Plato zu, vorher den Grazien zu opfern!

Was werde ich auf diesen Brief, und auf diese Recension, dem allerliebsten Verfasser nicht alles geantwortet haben! Mit welcher entzückten Dankbarkeit werde ich ihm ein ewiges Schutz- und Trutzbündniß gelobt haben! Nicht wahr? —

Ich ersuche Herrn Klotz, meine Antwort auf dieses sein zweites Schreiben, auf diese seine Recension, drucken zu lassen. Sie wird mich freilich jetzt beschämen, wenn sie so ausgefallen ist, wie ich glauben muß, daß er sie erwartet hat. Aber er schone mich nur nicht; ich muß gedemüthigt seyn: und was könnte mich mehr demüthigen, als mit ihm das Mulus mulum gespielt zu haben?

Vier und funfzigster Brief.

Die Wahrheit, mein Freund, ist, daß ich dem Herrn Klotz auf sein zweites Schreiben, auf seine Recension — ganz und gar nicht geantwortet habe: daß ich ihm noch heute darauf antworten soll. Ich hatte an seinem zweiten Briefe genug: meine Antwort würde nur vielleicht einen dritten nach sich gezogen haben; und was wäre es, ob ich erst bei dem dritten, oder bei dem vierten abgebrochen hätte? Abbrechen hätte ich doch einmal müssen: und ich denke, je früher eine solche Unhöflichkeit erfolgt, desto kleiner ist sie.

Auf den ersten Brief konnte ich dem Herrn Klotz verbindlich, aber doch noch mit Bestande der Wahrheit, antworten. Ich nahm den Mann vorläufig so an, als ich ihn zu finden wünschte; und wer hat es je für Beleidigung der Aufrichtigkeit gehalten, die Anrede eines Unbekannten mit guter Freund zu erwiedern, weil sich endlich findet, daß dieser Unbekannte weder gut, noch Freund ist? — Mit dem zweiten Briefe hingegen war es anders. Ihm verbindlich darauf zu antworten, hätte ich schlechterdings gegen meine Überzeugung sprechen müssen: und nach meiner Überzeugung mit ihm zu reden, das hätte ihm leicht empfindlicher fallen mögen, als ich von dem bloßen Stillschweigen befürchten durfte, von welchem er sich noch immer eine Ursache denken konnte, wie sie seiner Eitelkeit am wenigsten auffiel.

Und zwar hatte diese Alternative, gegen Herrn Klotz entweder den Schmeichler zu spielen, oder ihm unangenehme Dinge zu sagen, einen doppelten Grund. Seine Lobsprüche waren mir äußerst ekelhaft, weil sie äußerst übertrieben waren: und seine Einwürfe fand ich höchst nüchtern, so ein gelehrtes Maul er auch dabei immer zog.

Über jenes hätte ich ihm sagen müssen: „Mein werthester Herr, ein anderes ist, einem Weihrauch streuen; und ein anderes, einem, mit Werniken zu reden, das Rauchfaß um den Kopf schmeißen. Ich will glauben, daß Sie das erste thun wollen; aber das andere haben Sie gethan. Ich will glauben, daß es Ihre bloße Ungeschicklichkeit in Schwenkung des Rauchfasses ist; aber ich habe dessenungeachtet die Beulen, und fühle sie. Daß ich ein ziemlich gutes Büchelchen geschrieben, kitzelt mich freilich, selbst von Ihnen zu vernehmen. Es kitzelt mich freilich, mich von Ihnen unter die Zierden Deutschlands gezählt zu sehen: denn wer will nicht gern seinem Vaterlande wenigstens keine Schande machen? Aber nun genug mit dem Kitzeln; denn sehen Sie, ich muß mich schon mehr krümmen, als ich lachen kann. Oder denken Sie, daß meine Haut Elephantenleder ist? Das müssen Sie wohl denken; denn Sie machen es immer ärger, und Sie werden mich todt kitzeln. Sie ertheilen mir unter den Zierden Deutschlands nicht allein eine Stelle, Sie ertheilen mir eine von den ersten, wo nicht gar die

erste. Ja, nicht Sie bloß ertheilen sie mir: Sie lassen sie mir von den Musen ertheilen; und lassen sie mir von den Musen damals schon längst ertheilt seyn. Cui dudum principem inter Germanie ornamenta locum Musae tribuerunt! Mein werthester, werthester Herr, mir wird bange um Sie. Wenn Sie im Ernste so denken, so haben Sie das Pulver wohl nicht erfunden. Sagen Sie es aber nur, ohne selbst ein Wort davon zu glauben, bloß um mich zum Besten zu haben, so sind Sie ein schlimmer Mann. Doch Sie mögen leicht weder so schlimm, noch so einfältig seyn: Sie preisen die Felsenkluft wohl nur des Widerhalls wegen. Sie schneiden den Bissen nicht für meine, sondern für Ihre Kehle: was mir Würgen verursacht, geht bei Ihnen glatt hinunter. Wenn das ist, mein werthester Herr, so bedaure ich Sie, daß Sie an den Unrechten gekommen. Den Ball, den ich nicht fangen mag, mag ich auch nicht zurückwerfen. Sie sind zuverlässig gelehrter, als ich; aber Sie darum unter die Zierden Deutschlands einzuschreiben, Sie hinzustellen, wo Sie mich hinstellen wollen: das kann ich nicht, und wenn es mir das Leben kostete! Haben es die Musen bereits gethan, so weiß ich nichts davon, und ohne sichern Grund möchte ich den Musen so etwas nicht gern nachsagen. Wollen es die Musen noch thun, das soll mich freuen; aber lassen Sie uns fleißig seyn, und warten. Die Ehre ist am Ziele, und von dem Ziele läuft man nicht aus." —

Über den zweiten Punkt hätte ich dem Herrn Klotz sagen müssen: „Mein werthester Herr, ich finde, daß Sie ein sehr belesener Mann sind; oder sich wenigstens trefflich darauf verstehen, wie man es zu seyn scheinen kann. Sie mögen auch wohl hübsche Kollektanea haben. Ich habe dergleichen nicht; ich mag auch nicht ein Blatt mehr gelesen zu haben scheinen, als ich wirklich gelesen habe! ich finde manchmal sogar, daß ich für meinen gesunden Verstand schon viel zu viel gelesen habe. Mein halbes Leben ist vergangen, um zu lernen, was Andere gedacht haben. Nun wäre es bald Zeit, selbst zu denken; oder wenn es damit zu spät seyn sollte, wenigstens das, wovon ich gelernt habe, daß es Andere gedacht, mir so zu ordnen, mir so zu berichtigen und aufzuhellen, daß es zur Noth für meine eigenen Gedanken gelten kann. Es scheint nicht, daß Sie schon da halten, wo ich halte; es scheint nicht, daß Sie das Bedürfniß, in Ihrem Kopfe aufzuräumen, schon so dringend fühlen, als ich es fühle: Sie sammeln noch, und ich werfe schon wieder weg. Ich erkenne es mit Dank, daß Sie so geschäftig und dienstfertig um mich seyn wollen; aber bemerken Sie doch nur, mein werthester Herr, daß Sie mir fast lauter Dinge in die Hand geben, die ich dort schon in den Winkel gestellt habe. Vieles geben Sie mir auch für etwas ganz anderes in die Hand, als es ist. Überhaupt aber verkennen Sie meine Absicht; Sie halten sich bei

den beiläufigen Erläuterungen auf, und über die Hauptsache fahren Sie dahin. Ich möchte Sie wohl um mich haben, um Sie als ein lebendiges Register zu nutzen: an Seitenzahlen würden Sie mich nicht Mangel leiden lassen; nur für die Gedanken müßte ich selbst sorgen. Wohl zu behalten, daß ich Ihnen auch noch die Seitenzahlen nachzuberichtigen, nicht versäumte! Denn oft sagt das Register etwas ganz anderes, als das Buch. Ich versprach mir an Ihnen einen Mann, der mit mir denken würde; und ich finde einen, der für mich nachschlagen und in den Kupferbüchern für mich bildern will. Wenn Ihnen ein Gefallen damit geschieht, so sollen Sie mit jeder Ihrer Erinnerungen völlig Recht haben: was mein Buch beweisen und erläutern soll, beweiset und erläutert es darum nicht ein Haar weniger." —

So, und nur so, hätte ich dem Herrn Klotz antworten können, ohne meiner Freimüthigkeit Gewalt zu thun. Aber wenn ich mich fragte: wozu diese Gewalt? so fragte ich mich auch zugleich: wozu diese Freimüthigkeit? Was wird sie nutzen, als daß du dir, aus einem ungewissen Freunde, einen gewissen Feind machst? Wähle das Mittel: erspare deiner Freimüthigkeit die Gewalt, indem du dir die Freimüthigkeit selbst ersparst: schweig. — Und ich schwieg.

Fünf und funfzigster Brief.

Ich schwieg in das zweite Jahr; und ich würde sicherlich noch schweigen —

„Wenn Herr Nicolai mit seiner Allgemeinen Bibliothek nicht wäre.“

So sagt Herr Klotz! „Damals,“ sagt er,*) „als ich noch an keine Deutsche Bibliothek gedacht (als meine Deutsche Bibliothek noch nicht schuld war, daß Herr Nicolai von seiner Allgemeinen Bibliothek weniger Exemplare auf der Messe verkaufte),**) stand ich bei Herrn Nicolai und seinen Freunden noch in Gnaden. Aber sobald ich mich an die Spitze der über den kritischen Despotismus Unzufriedenen stellte, so sah man mich auch mit anderen Augen an: dann schrieb der jüngere Herr Candidat Lessing in Berlin wider mich Zeitungsartikel, wovon der eine so ehrenrührig war, daß er auf Befehl eines großen Ministers unterdrückt wurde; dann ergriff Herr Magister Lessing die Feder; dann ward ich selbst in der Allgemeinen Bibliothek gemißhandelt.“ —

Dieser Magister Lessing soll ich seyn, und dieser Candidat Lessing soll mein Bruder seyn, und wir beide sollen bloß und allein wider den Herrn Magister Klotz die Feder ergriffen haben, um die

---

*) S. 468.

**) Hallische Zeitung 1768. St. 81.

Nahrung des Herrn Buchhändlers Nicolai aufrecht zu erhalten!

Ich kann mich rühmen, daß ich schon manche tüchtige Lüge von mir und wider mich zu lesen das Vergnügen gehabt habe; aber so eine grobe, aus der Luft gegriffene, hämtückische ist mir doch lange nicht vorgekommen, als diese Klotzische! Mein Bruder mag sich selbst rechtfertigen, wenn er es der Mühe werth hält. Ob er Zeitungsartikel wider Herrn Klotz gemacht hat, das weiß ich nicht; daß er ehrenrührige gemacht haben sollte, das glaube ich nicht; und gewiß ist es, daß ein solcher ehrenrühriger Artikel von ihm, auf Befehl eines großen Ministers nicht kann seyn unterdrückt worden, weil in Berlin kein Minister, sondern nur ein Geheimerath, die Zeitungen censirt. Ein Geheimerath kann ja wohl einem andern Geheimerathe auch einen bloß empfindlichen Artikel haben ersparen wollen: und ein empfindlicher Artikel ist noch lange kein ehrenrühriger. Ich möchte Herrn Klotz wohl fragen, ob er diesen ehrenrührigen Artikel selbst gelesen? und ob er es ganz gewiß weiß, daß mein Bruder, und niemand anders, ihn geschrieben? Hat er ihn nicht selbst gelesen, weiß er dieses nicht ganz gewiß, so denke er doch einen Augenblick nach, welche Grausamkeit es ist, einen jungen unbekannten Menschen auf Gerathewohl der Welt damit zuerst bekannt machen, daß man ihm nachsagt, er sey fähig, ehrenrührige Dinge zu schreiben? Eine solche Beschuldi-

gung ist ehrenrührig, und wenn Herr Klotz sie nicht unwidersprechlich erweisen kann, so ist Er der ehrenrührige Schreiber, zu dem er hier meinen Bruder machen will.

Doch, wie gesagt, ich will nur meine Thür rein halten: und was braucht es dazu mehr, als eine Erklärung, die ich vielleicht schon längst hätte thun sollen?

Diese nämlich: Herr Nicolai ist mein Freund; aber mit seiner Allgemeinen Bibliothek habe ich nichts zu schaffen. Sie ist bereits bis auf die Hälfte des neunten Bandes angewachsen, und noch soll ich die Feder für sie ansetzen. Da ist nicht eine einzige Recension, nicht eine einzige kleine Nachricht, welche sich von mir herschriebe! Da ist kein einziges Urtheil, auf welches ich, mir wissentlich, den geringsten Einfluß gehabt hätte!

In dem fünften Bande waren gewisse Psalmen und Threnodieen, die ich noch lesen soll, anders angezeigt worden, als es sich der Verfasser und dessen Freunde versehen hatten. Sogleich erschien ein langes Sendschreiben an mich,*) in welchem ich auf die bitterste und verächtlichste Weise darüber zur Rede gestellt ward. Ich möchte nun, hieß es, jene hündische, eselhafte Kritik selbst gemacht haben, oder nicht; so sey es doch immer gut, mir den Kopf dafür zu waschen! Denn es sey doch

---

*) In Leipzig bei Hilschern 1768.

einmal weltkundig, daß ich einer der vornehmsten Mitarbeiter an der Allgemeinen Bibliothek sey; es geschehe doch unter meinem Namen, daß ein so entsetzlicher Mensch einem der größten Dichter unserer Zeit ein so himmelschreiendes Unrecht zufüge; ich müsse also einem solchen Unwesen steuern, oder wenigstens, wenn mir an der Hochachtung der Welt noch das geringste gelegen sey, öffentlich meinen Abscheu dagegen bezeugen und erklären, daß ich ihm nicht zu steuern vermöge.

Wie man gewisse Dinge gerade deßwegen nicht thut, weil gewisse Leute behaupten, daß man sie thun müsse: so bezeugte und erklärte ich von allem, was der Sendschreiber meinte, das ich nothwendig bezeugen und erklären müsse, schlechterdings nichts. Dieser Elende, dachte ich, der fähig ist, einen bei sich niederfallenden Stein in der Wuth aufzugreifen, und ihn dem ersten, den er in die Augen faßt, an den Kopf zu werfen, — dieser Elende mag von dir glauben, was er will! Wer wird es ihm nachglauben?

Aber hierin betrog ich mich. Denn ich habe nachher nur allzu oft die nämliche Sprache wider mich führen hören. Selbst in diesem Augenblicke lege ich ein Zeitungsblatt des Hrn. Riedel aus der Hand, *) in welchem er von dem letzten Stücke der Allgemeinen Bibliothek anmerkt, „daß in zwei Re-

*) Erfurtische gelehrte Zeitung, 43stes Stück.

censionen die Parteilichkeit gar zu sichtbar sey; in der von den Reliquien, und in der, welche die Nachricht von Künstlern und Kunstsachen betrifft." „Der bittere Tadel des Herrn von Heineke," setzt er hinzu, „und das Lob, welches ihm neulich Herr Lessing ertheilte, machen einen Gegensatz aus, bei welchem wir nicht wissen, was wir denken sollen." Nicht wissen, was wir denken sollen! Und warum denn nicht? Unstreitig, weil Herr Riedel das Simpelste und Natürlichste nicht denken will! Oder wäre es das Simpelste und Natürlichste etwa nicht, auch schon aus diesem einzigen Exempel zu schließen, wie wenig ich mit der Allgemeinen Bibliothek colludire? Was geht es mich an, wie die Allgemeine Bibliothek urtheilt? Warum muß ich ihr Urtheil nothwendig zu meinem machen? Warum sie mein Urtheil zu ihrem? Das Einverständniß, das Herr Riedel zwischen ihr und mir voraussetzt, worauf gründet es sich? Was für Beweise kann er davon geben?

Doch Er, und sein theuerster Freund, Herr Klotz, haben es sich nun einmal vorgenommen, der Welt eine Berlinische Litteraturschule aufzuheften, und mich zu einem von den Stiftern derselben zu machen. Diese Schule soll in den Journalen, welche Herr Nicolai seit zwölf Jahren besorgt, leiben und leben, und den unerträglichsten Despotismus üben. Der Mißvergnügten über diesen Despotismus sollen in Deutschland unzählige seyn, und Herr Klotz

will sich endlich an die Spitze derselben gestellt haben.

Viel Glück zu diesen Erscheinungen und zu allen daraus folgenden Ritterthaten! Aber möchte ein freundlicher Genius die Augen dieser Helden wenigstens nur in Absicht auf mich erleuchten. Ich bin wahrlich nur eine Mühle und kein Riese. Da stehe ich auf meinem Platze, ganz außer dem Dorfe, auf einem Sandhügel allein, und komme zu niemanden, und helfe niemanden, und lasse mir von niemanden helfen. Wenn ich meinen Steinen etwas aufzuschütten habe, so mahle ich es ab, es mag seyn mit welchem Winde es will. Alle zwei und dreißig Winde sind meine Freunde. Von der ganzen weiten Atmosphäre verlange ich nicht einen Fingerbreit mehr, als gerade meine Flügel zu ihrem Umlaufe brauchen. Nur diesen Umlauf lasse man ihnen frei. Mücken können dazwischen hinschwärmen; aber muthwillige Buben müssen nicht alle Augenblicke sich darunter durchjagen wollen; noch weniger muß sie eine Hand hemmen wollen, die nicht stärker ist, als der Wind, der mich umtreibt. Wen meine Flügel mit in die Luft schleudern, der hat es sich selbst zuzuschreiben; auch kann ich ihn nicht sanfter niedersetzen, als er fällt —

Seit dem Jahre 61 habe ich für die Journale des Herrn Nicolai gerade einen kleinen Octavbogen geliefert, welcher die Anpreisung eines Werkes enthält, über dessen Güte wir alle einig sind. Dennoch

darf Herr Klotz mich zum geschwornen Vorfechter des Herrn Nicolai machen. Dennoch darf —

Doch genug hiervon. Schon wird meine eigene Rechtfertigung mir selbst zum Ekel.

Sechs und funfzigster Brief.

Aber wenn es nicht Herr Nicolai war, wer war es denn, der mich gegen Herrn Klotz aufbrachte? — Denn aufgebracht soll ich doch nun einmal seyn.

Ich weiß nicht, was ich bin, oder zu seyn scheinen mag. So viel weiß ich, daß ich das, was ich bin, mit sehr kaltem Blute bin. Es ist nicht Hitze, nicht Übereilung, die mich auf den Ton gestimmt, in welchem man mich mit Herrn Klotz hört. Es ist der ruhigste Vorbedacht, die langsamste Überlegung, mit der ich jedes Wort gegen ihn niederschreibe. Wo man ein spöttisches, bitteres, hartes findet: da glaube man nur ja nicht, daß es mir entfahren sey. Ich hatte nach meiner besten Einsicht geurtheilt, daß ihm dieses spöttische, bittere, harte Wort gehöre, und daß ich es ihm auf keine Weise ersparen könne, ohne an der Sache, die ich gegen ihn vertheidige, zum Verräther zu werden.

Was war Herr Klotz? was wollte er auf einmal seyn? was ist er?

Herr Klotz war, bis in das Jahr 66, ein

Mann, der Ein lateinisches Büchelchen über das andere drucken lassen. Die ersten und meisten dieser Büchelchen sollten Satyren seyn, und waren ihm zu Pasquillen gerathen. Das Verdienst der besten war zusammengestoppelte Gelehrsamkeit, Alltagswitz, und Schulblümchen. Bei solchen Talenten konnte er seinen Beruf zum Journalisten von Profession nicht lange verkennen. Er ward es; doch auch nur erst auf Latein. Man lernte aus seinen Actis litterariis, daß er manches gute Buch zu Gesicht bekomme; aber daß er über ein gutes Buch selbst etwas Gutes zu sagen wisse, davon sollen uns diese Acta noch den ersten Beweis geben. Wovon sie uns die häufigsten Beweise gaben, war der unglückliche Hang des Verfassers, in seine Urtheile die diffamirendsten Persönlichkeiten einzuflechten. Wenn z. E. ein Gelehrter, der, nach des Herrn Klotz eigenem Geständnisse, sich in seinen ersten Schriften mit Ruhm gezeigt hatte, in seinen letzteren allmälig sinkt, oder einen Wisch mit unterlaufen läßt, in welchem man ihn gänzlich verkennt: was thut da Herr Klotz? Ist es ihm genug, den Verfall dieses Mannes anzumerken? die Nachlässigkeiten desselben ins Licht zu stellen? über die anscheinende Unwissenheit zu spotten? Ist es ihm genug, auf die Zerstreuungen von weitem anzuspielen, aus welchen jene Nachlässigkeiten vielleicht entspringen? Zwar wäre auch dieser Schritt schon viel zu vermessen; schon viel zu weit über die Grenze der Kritik. Und doch,

wie unschuldig wäre er gegen den, den sich Herr Klotz erlauben dürfen. Lesen Sie, wie er dem Dr. Conradi mitgespielt, und erstaunen Sie!*) Aber erstaunen Sie, nicht sowohl über die Frechheit, als darüber, daß ihm eine solche Frechheit ungenossen ausgegangen. Um seinen Lesern begreiflich zu machen, wie die neuesten Schriften dieses Gelehrten so schlecht ausfallen können; um zu verhüten, — o des wahren Frelons, der sich einbildet, alle Menschen müßten, wie er,**) lieber an ihrer Rechtschaffenheit, als an ihrer Gelehrsamkeit zweifeln lassen! — um zu verhüten, daß man nicht nach diesen neuesten Schriften die Wissenschaft ihres Verfassers schätze, ut Conradi doctrinam ab eorum forte judicio vindicet, qui eum non nisi ex postremis scriptis noverunt — o des kritischen Biedermannes! — erzählt er uns, „Dr. Conradi habe sich seit einiger Zeit auf den Weinhandel und aufs Saufen gelegt, habe seine Creditores, man versteht nicht recht, ob betrogen? oder mit anderer Schaden bereichert? bis er endlich, um bei Ehren zu bleiben und sich des Hungers zu erwehren, von

*) Act. Litt. Vol. II. P. IV. p. 465.

**) Der sich ruhig fripon nennen läßt, aber sobald er sich mauvais auteur nennen hört, erbittert ausruft: Arretés, s'il vous plait! on peut attaquer mes moeurs; mais pour ma réputation d'auteur, je ne le souffrirai jamais!

Leipzig nach Marburg entweichen müssen."*) — Abscheulicher Recensent, wer verlangt das zu wissen? Sage uns, ob das Buch schlecht oder gut ist: und von dem Übrigen schweig! Auch wenn alles wahr ist, schweig; denn die Gerechtigkeit hat dir es nicht aufgetragen, solche Brandmale auf die Stirn des Unglücklichen zu drücken! — Zwar hat Herr Klotz diesem Schandurtheil die Buchstaben F. S. A. untersetzen lassen; ohne Zweifel, um uns damit zu sagen, daß er es nicht selbst abgefaßt habe. Aber selbst, oder nicht selbst: es ist darum nicht weniger

*) Hier ist die ganze Stelle: Est haud raro doctissimorum ingeniorum haec fortuna, ut, dum genio suo nimis indulgent, rebus a libris plane alienis facile distrahantur. Talem quoque expertus est juris civilis apprime peritus *Conradus*, qui, dum Lipsiae jurisprudentiam docuit, editis initio libris egregiis, eruditi JCti nomen sibi paraverat, at postea, cum ad bibendi studium et vinarium commercium, quod non sine aliorum invidia, et insigni creditorum commodo exercebat, se convertisset, acceptam jam laudem adeo deseruit, ut aut nihil plane scriberet, aut, quando suo nomine aliquid edere debebat, vel amici cujusdam, his in litteris minime versati, opera uteretur, vel ipse, quicquid in mentem venisset, in chartam conjiceret. Quod quidem non malevolo animo, aut calumniae causa scribimus, sed ut *Conradi* doctrinam ab eorum forte judicio vindicemus, qui eum non nisi ex postremis scriptis noverunt. Tandem, quo fami famaeque consuleret, Lipsia abiit in patriam suam, Marburgum, etc.

sein Werk. Denn der allgemeine Titel, Acta litteraria scripsit Klotzius, macht es dazu, und der Wirth, der in seiner Kneipschenke wissentlich morden läßt, ist nicht ein Haar besser, als der Mörder.

Dieses und unzähliger ähnlicher Frevel ungeachtet, deren ein einziger hinreichend seyn müßte, auch den besten Kritikus der öffentlichen Verachtung so auszusetzen, daß er sich in seinem Leben nicht wieder unterstände, seine Stimme hören zu lassen, gelang es Herrn Klotz, sich einen Anhang zu erschimpfen, und einen noch größern sich zu erloben. Besonders hatte er einen Schwarm junger aufschießender Scribler sich zinsbar zu machen gewußt, die ihn gegen alle vier Theile der Welt als den größten, außerordentlichsten Mann ausposaunten, und ihn in eine solche Wolke von Weihrauch verhüllten, daß es kein Wunder war, wenn er endlich Augen und Kopf durch den narkotischen Dampf verlor. In dieser Betäubung wurde ihm das Reich der lateinischen Sprache zu enge, und er beschloß, seine Eroberungen auch über das Reich der deutschen zu verbreiten. Die ersten Streifereien dahin wagte er in ein Paar Werklein, die, höchst arm an Gedanken und Sachen, mit deutschen Worten, aber wahrlich nicht deutsch geschrieben waren. Dennoch wurden auch diese in den Himmel erhoben; ihr Verfasser hieß in utroque Caesar; und der gute Mann vergaß in vollem Ernste, daß alle diese Zujauchzungen nichts, als der vervielfältigte Widerhall seiner eigenen Bewunderung waren.

Auch das hätte mögen hingehen! Unverdiente Lobsprüche kann man jedem gönnen, und wer sich deren selbst ertheilt, ist damit bestraft genug, daß er sie schwerlich von anderen erwarten dürfen. Nur wenn ein so precario, so dolose berühmt gewordener Mann, sich mit dem stillen Besitze seiner erschlichenen Ehre nicht begnügen will; wenn der Irrwisch, den man zum Meteor aufsteigen lassen, nunmehr auch lieber sengen und brennen möchte, wenigstens überall um sich her giftige Dämpfe verbreitet: wer kann sich des Unwillens enthalten? und welcher Gelehrte, dessen Umstände es erlauben, ist nicht verbunden, seinen Unwillen öffentlich zu bezeigen?

Von einem Manne, der nur eben versucht hatte, über einen Kohl, den er zum sieben und siebzigsten Male aufwärmte, eine deutsche Brühe zu gießen, ward Herr Klotz urplötzlich zum allgemeinen Kunstrichter der schönen Wissenschaften — und der deutschen schönen Wissenschaften! Unter dem Vorwande, daß er und seine Freunde mit verschiedenen Urtheilen, die bisher von Werken des Genies gefällt worden, nicht zufrieden wären, langte er nicht bloß seine Läuterungen deßfalls bei dem Publikum ein, sondern errichtete selbst ein Tribunal; und welch ein Tribunal!

Er, das Haupt! Er, namentlich! und nicht ohne seinen bürgerlichen Titel! Wer ist der Herr Klotz, der sich aufwirft, über einen Klopstock, und Moses, und Ramler, und Gerstenberg Gericht zu halten? — Es ist Herr Klotz, der

Geheimerath. — Sehr wohl! damit muß sich die Schildwache in einer Preußischen Festung begnügen, aber auch der Leser? Wenn der Leser fragt: wer ist der Herr Klotz? so will er wissen, was dieser Herr Klotz geschrieben hat, und worauf sich sein Recht gründet, über solche Männer laut urtheilen zu dürfen. Nicht diese Männer nehmen ihn wegen dieses Rechtes in Anspruch, sondern das Publikum. Die Nachsicht, die das Publikum hierin gegen einen ungenannten kritischen Schriftsteller hat, kann es gegen ihn nicht haben. Der ungenannte Kunstrichter will nichts, als eine Stimme aus dem Publikum seyn, und so lange er ungenannt bleibt, läßt ihn das Publikum dafür gelten. Aber der Kunstrichter, der sich nennt, will nicht eine Stimme des Publikums seyn, sondern will das Publikum stimmen. Seine Urtheile sollen, nicht bloß durch sich, so viel Glück machen, als sie machen können; sie sollen es zugleich mit durch seinen Namen machen; denn wozu sonst dieser Name? Daher aber auch von unserer Seite das Verlangen, diesen Namen bewährt zu wissen! daher die Frage, ob es verdienter Name, ob es verdienter Name in diesem Bezirke ist? Jeder andere Name ist noch mehr Betrug, als Bestechung. Und wenn Herr Klotz Staatsminister wäre, und wenn er der größte lateinische Stylist, der erste Philolog von Europa wäre: was geht uns das hier an? Hier wollen wir seine Verdienste um die deutschen schönen Wissenschaften kennen: und welche

sind die? Was hat unsere Sprache von ihm erhalten, worauf sie gegen andere Sprachen stolz seyn könnte? stolz? was sie sich nur nicht schämen dürfte, aufzuweisen!

So steht es mit dem Haupte: wie mit den Gliedern? — Ich frage nicht, wer die Freunde des Herrn Klotz sind. Sie wollen unbekannt seyn; und ich denke, sie werden es bleiben. Weder ihren Namen, noch ihren Stand verlange ich zu wissen. Es mögen sich mehr Geheimeräthe unter ihnen finden, oder nicht; sie mögen Professores oder Studenten, Candidaten oder Pastores seyn; sie mögen auf dem Dorfe oder in der Stadt wohnen; sie mögen von ihrer Schreiberei leben, oder nicht: alles das ist eins, wie das andere. Nicht aus dem, was sie sind, laßt uns beurtheilen, was sie schreiben; sondern aus dem, was sie schreiben, laßt uns urtheilen, was sie seyn sollten.

Wahrlich, keiner von ihnen sollte Professor seyn, wenigstens nicht Professor in den schönen Wissenschaften. Alle sollten sie noch Studenten, und fleißige, bescheidene Studenten seyn. Denn welcher von ihnen verräth im geringsten mehr Kenntnisse, gründlichere Einsichten, als jeder angehende Student haben sollte? Was ist in ihrer ganzen Bibliothek, das nur ein Mann hätte schreiben können, nur ein Mann, der sich in seinem Fache fühlte? Welches ist die Gattung des Vortrags oder der Dichtung, sie sey so klein als sie wolle, worüber einer von

diesen Großsprechern nur eine einzige neue und gute Anmerkung gemacht hätte? Schale, platte Wäscher sind sie alle; keiner hat auch nicht einmal seinen eigenen Ton: alle schreiben sie ein Deutsch, das nicht kraftloser, dissoluter seyn kann. Sie mögen sich darauf verstehen, einer Übersetzung aus alten Sprachen an den Puls zu fühlen, oder einer aus den neueren Sprachen das Wasser zu besehen; das müßte aber auch alles seyn, womit sie sich, zu ihrer Übung, abgeben könnten. Nicht einmal über Schriftsteller von dem Maaße ihrer eigenen Talente sollten sie urtheilen wollen; denn es ist ein ekler Anblick, wenn man eine Spinne die andere fressen sieht, und meistens ergiebt es sich deutlich, daß sie das getadelte Werk, noch lange so gut nicht, selbst hervorgebracht haben würden. Aber wenn sie vollends an die wenigen Verfasser sich wagen, denen es Deutschland allein zu danken hat, daß seine Litteratur gegen die Litteratur anderer Völker in Anschlag kommt: so ist das eine Vermessenheit, von der ich nicht weiß, ob sie lächerlicher, oder ärgerlicher ist. Was sollen diese von ihnen lernen? Soll Klopstock von ihnen etwa lernen, in seine Elegien mehr Fiction zu bringen? und Ramler, in seine Oden weniger? So hirnlos dergleichen Urtheile sind, so viel Schaden stiften sie gleichwohl in einem Publikum, das sich zum größten Theile noch erst bildet. Der schwächere Leser kann sich nicht erwehren, eine geringschätzige Idee mit dem Namen solcher Männer

zu verbinden, denen solche Stümper solche Armseligkeiten unausgepfiffen vordociren dürfen.

Endlich, das stinkende Fett, womit diese Herren ihre kritischen Wassersuppen zurichten! Auf jedem von ihnen ruhet der Geist ihres verschwärzenden Herausgebers siebenfältig: und wenn jemals die Unart elender Kunstrichter, zur Mißbilligung und Verspottung des Schriftstellers die Züge von dem Menschen, von dem Gliede der bürgerlichen Gesellschaft zu entlehnen, einen Namen haben soll, so muß sie Klotzianismus heißen.

Sieben und funfzigster Brief.

Jeder Tadel, jeder Spott, den der Kunstrichter mit dem kritisirten Buche in der Hand gut machen kann, ist dem Kunstrichter erlaubt. Auch kann ihm niemand vorschreiben, wie sanft oder wie hart, wie lieblich oder wie bitter er die Ausdrücke eines solchen Tadels oder Spottes wählen soll. Er muß wissen, welche Wirkung er damit hervorbringen will, und es ist nothwendig, daß er seine Worte nach dieser Wirkung abwägt.

Aber sobald der Kunstrichter verräth, daß er von seinem Autor mehr weiß, als ihm die Schriften desselben sagen können; sobald er sich aus dieser nähern Kenntniß des geringsten nachtheiligen Zuges wider ihn bedient: sogleich wird sein Tadel persön-

liche Beleidigung. Er hört auf, Kunstrichter zu seyn, und wird — das verächtlichste, was ein vernünftiges Geschöpf werden kann — Klätscher, Anschwärzer, Pasquillant.

Diese Bestimmung unerlaubter Persönlichkeiten, und eines erlaubten Tadels, ist unstreitig die wahre; und nach ihr verlange ich, auf das strengste gerichtet zu seyn!

Herr Klotz klagt mich an, meine antiquarischen Briefe mehr gegen Ihn, als gegen sein Buch gerichtet zu haben, welches „aus den persönlichen Beleidigungen, den Zudringlichkeiten, dem Styl, der oft mehr als bloß satyrisch sey, kurz aus dem Tone erhelle, welcher uns, wider unsern Willen, an den Verfasser des Vademecum für Herrn Lange zu denken zwinge.“ *)

Persönliche Beleidigungen! Herr Klotz klagt über persönliche Beleidigungen! Herr Klotz! Quis tulerit Gracchos etc. Und doch, wo sind sie, die er von mir erhalten haben will? Er zeige mir eine, und ich will kommen, und sie ihm fußfällig abbitten! Durch welches Wort habe ich mich merken lassen, daß ich ihn weiter, als aus seinen Büchern kenne? Welcher Tadel, welcher Spott ist mir entfahren, der sich auf mehr gründet, als auf Beweise seiner Unwissenheit und Übereilung, wie sie in seinen Schriften da liegen? Ich habe ihn

*) Deutsche Bibl. siebentes Stück, S. 465.

ein= oder zweimal Geheimerath genannt; und auch das würde ich nicht gethan haben, wenn er nicht selbst mit diesem Titel unter den Schriftstellern auf=getreten wäre. Was weiß ich sonst von seiner Per=son? Was verlange ich von ihr zu wissen?

Zudringlichkeiten! — Ich habe mir nur Eine vorzuwerfen: die im Laokoon. Das nicht un=eingeschränkte Lob, welches ich Herrn Klotz da er=theilte, mußte mir ihn freilich auf den Hals ziehen. Aber nachher sind alle Zudringlichkeiten von seiner Seite. Was ich dagegen gethan, sind nichts als Abwehrungen; auf jetzt und wo möglich, auf künftig.

Der Styl, der oft mehr, als bloß satyrisch ist! — Es thut mir leid, wenn mein Styl irgendwo bloß satyrisch ist. Meinem Vorsatze nach, soll er allezeit mehr als satyrisch seyn. Und was soll er mehr seyn, als satyrisch? Treffend.

Der Ton, welcher an das Vademecum für Herrn Lange zu denken zwingt. — Nun denn? Aber zu wessen Beschämung wird diese er=zwungene Erinnerung gereichen? Zu meiner? Was kann ich dafür, daß sein Buch eben so kindische Schnitzer hat, als der Langische Horaz?

Kurz, von allen diesen Vorwürfen bleibt nichts, als höchstens der Skrupel, ob es nicht besser gewesen wäre, etwas säuberlicher mit Herrn Klotz zu verfah=ren? Die Höflichkeit sey doch eine so artige Sache — Gewiß! denn sie ist eine so kleine!

Aber so artig, wie man will: die Höflichkeit

ist keine Pflicht; und nicht höflich seyn, ist noch lange nicht, grob seyn. Hingegen, zum Besten der Mehreren, freimüthig seyn, ist Pflicht; sogar es mit Gefahr seyn, darüber für ungesittet und bösartig gehalten zu werden, ist Pflicht.

Wenn ich Kunstrichter wäre, wenn ich mir getraute, das Kunstrichterschild aushängen zu können: so würde meine Tonleiter diese seyn. Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler; und so bitter als möglich gegen den Cabalenmacher.

Der Kunstrichter, der gegen alle nur Einen Ton hat, hätte besser gar keinen. Und besonders der, der gegen alle nur höflich ist, ist im Grunde gegen die er höflich seyn könnte, grob.

Überhaupt verstehen sich auf das Raffinement der Höflichkeit die höflichsten Herren am wenigsten. Einer von ihnen sagte zu mir: „aber Herr Klotz ist doch immer so höflich gegen Sie gewesen. Sogar seine Recension der antiquarischen Briefe ist noch so höflich!“

Noch so höflich! Der Bauernstolz selbst hätte sie nicht gröber und plumper abfassen können.

Was will Herr Klotz, der mich sonst immer nur schlechtweg Lessing genannt hat, was will er damit, daß er mich in dieser Recension Magister Lessing nennt? Was sonst, als mir zu verstehen

geben, welche Kluft die Rangordnung zwischen uns befestigt habe? Er Geheimerath, und ich nur Magister! — Was ist denn Bauernstolz, wenn das nicht Bauernstolz ist?

Und doch wird mir Herr Klotz erlauben, den Abstand, der sich zwischen einem Geheimenrathe, wie Er, und zwischen einem Magister befindet, für so unermeßlich eben nicht zu halten. Ich meine, er sey gerade nicht unermeßlicher, als der Abstand von der Raupe zum Schmetterlinge, und es zieme den Schmetterling schlecht, eine Spanne über den Dornenstrauch erhoben, so verächtlich nach der demüthigen Raupe auf dem Blatte herab zu blicken. Ich wüßte auch nicht, daß sein König ihn aus einer andern Ursache zum Geheimenrathe ernannt habe, als weil er ihn für einen guten, brauchbaren Magister gehalten. Der König hätte in ihm den Magister so geehrt, und er selbst wollte den Magister verachten?

Ja, der Magister gilt in dem Falle, in welchem wir uns mit einander befinden, sogar mehr, als der Geheimerath. Wenn der Herr Geheimerath Klotz nicht auch Herr Magister Klotz wäre, oder zu seyn verdiente: so wüßte ich gar nicht, was ich mit dem Herrn Geheimerath zu schaffen haben könnte. Der Magister macht es, daß ich mich um den Geheimenrath bekümmere: und schlimm für den Geheimenrath, wenn ihn sein Magister im Stiche läßt! —

Entwürfe
zur
Fortsetzung der Briefe
antiquarischen Inhalts.

(Aus Lessing's Nachlaß.)

LVIII.

Fürchten Sie nicht, noch mehrere Briefe im Tone der letzteren zu erhalten. Gewisse Dinge verdienten freilich nie gesagt zu werden; und doch müssen sie wenigstens Einmal gesagt werden.

Die persönlichen Verhältnisse der Schriftsteller gegen einander interessiren nur kaum den kleinsten Theil des zeitverwandten Publikums. Welcher wünscht, daß sein Buch auch bei den Nachkommen nicht ganz vergessen sey, — und welcher sollte es nicht wünschen? — muß über nichts streiten, was nur ihn selbst angeht.

Ob Lessing den berühmten Klotz beneidet hat, was die geheimen Ursachen gewesen, warum er wider ihn geschrieben, verlangt auch schon in zehn Jahren niemand mehr zu wissen. Dann fragt sich bloß: Was hat er gegen ihn geschrieben? Was hat sein Schreiben gegen ihn genutzt? welche Vorurtheile hat er gegen ihn bestritten? welcher Wahrheiten hat er sich gegen ihn angenommen?

Folglich ist alles sehr unnützes Geschwätz in der Recension des Herrn Klotz,*) bis auf das Wenige, was die unter uns streitige Sache selbst betrifft.

---

*) In seiner deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften, St. VII. S. 465.

Er verspricht mir in einer besondern Schrift zu antworten. Die muß ich erwarten.

Vorläufig will er nur einige Punkte berühren, deren Untersuchung weder Nachschlagen noch Nachdenken erfordert. Es ist nicht die Frage, ob Tuscher für einen Steinschneider gehalten worden, sondern ob er es gewesen. Freilich ist er für einen gehalten worden, und hat gar für einen gehalten werden wollen; und dadurch wurden Gori und Mariette und Giulianelli hintergangen. Aber er ist keiner gewesen; welches Natter beweiset. Natter's Zeugniß gilt hier allein, der mit ihm lange Zeit gelebt und gearbeitet hat.

Vettori war seinetwegen in dem nämlichen Irrthume.*) Aber auch das beweiset nichts. Sie wissen alle von ihm nur Ein Stück zu nennen: sein Portrait nämlich; welcher Versuch aber, wie Natter sehr richtig sagt, noch lange zu keinem Steinschneider macht. Ja, diese Köpfe waren bloße Pasten, über ein Wachsmodell gegossen. Außerdem noch der einzige Kopf der Minerva; aber der war mit dem Messer geschnitten.

Diesen Künstler nannte Klotz gleichwohl einen fleißigen Künstler. Aber fleißig soll hier nicht die Vielheit der Arbeit anzeigen, sondern die Sorgfalt der Ausarbeitung! Woher kennt er die? möchte ich

*) S. Kollektaneen, 2te Abth. (Bd. XV.) S. 32.

fragen. Hat er ein Stück von ihm gesehen? Ja, diese kann er gar nicht gehabt haben.

(Auf einem einzelnen Octavblatte findet sich folgender, anders lautende, Anfang dieses acht und funfzigsten Briefes):

Scharfsinnige Leute wollen angemerkt haben, daß die letzten sieben meiner Briefe ihrem Titel nicht entsprechen; daß sie nicht antiquarischen Inhalts gewesen.

Nun, so waren sie wenigstens antiquarischen Tones! — Es hat mir Mühe gemacht, diesen Ton zu treffen. Geläufig wird er mir nie werden; und ich werde immer einen Herrn Klotz nöthig haben, der mir ihn angiebt.

Ich muß den Stich, den man mir zu versetzen denkt, nur selbst vertiefen. Er kann bei dem allen nicht tödtlich werden.

Aber auch um eine ernstliche Antwort wäre ich nicht verlegen. Es ist wahr, das Studium der Alterthümer selbst betreffen diese sieben Briefe nicht: aber sie betreffen doch Männer — Einen Mann wenigstens, der sich mit diesem Studium abgiebt.

LIX.

Seine Verantwortung wegen der alten Künstler.*) — Ich tadelte ihn nicht, daß er sie nicht alle angeführt, sondern daß er gar keine anderen

*) S. deutsche Bibliothek, S. 474.

anführte, als die er bei Stosch gefunden hatte. Den Cronius hätte er nicht wegen der alten Paste anführen sollen, sondern weil ihn Plinius angab. S. in meinen Kollektaneen, was sonst von dieser Materie anzumerken wäre. Zugleich von meinen beiden noch nicht bekannten Steinen mit *EP.* und *ANTHPOΣ.* *)

LX.

Daß ich ihm Druckfehler Schuld gegeben habe. — Aber er führt weislich nur Berill an, und sagt nichts von Agat und Amethist; des Moco nicht zu gedenken. — Bei Gelegenheit hier von des Baccius Ableitung des Wortes Achates, wovon er glaubte, daß damit auf den Gefährten des Äneas angespielt sey.

Und habe ich ihm nur Schuld gegeben, daß er die Namen der Steine nicht zu schreiben weiß? Habe ich ihm denn nicht bewiesen, daß ihm von ihrer Kunst überhaupt nichts beiwohnt?

Dieser Unwissenheit ist er noch auf eine andere Weise zu überführen. Er kennt auch nicht die allerbekanntesten Scribenten in dieser Materie. Beweis aus dem, was er vom Petrus de Scudalupis und vom Camillo Leonardo sagt. **)

---

*) S. Lessing's Kollektaneen, 1ste Abth. (Bd. XIV.) S. 71. und 2te Abth. (Bd. XV.) S. 20.

**) S. Lessing's Kollektaneen, 1ste Abth. (Bd. XIV.) S. 81. Vergl. mit Klotz, von geschnittenen Steinen, S. 25.

LXI.

Auch den Marbodus muß er wenig oder gar nicht kennen. „Er ist in der Ausgabe des Gorläus befindlich," sagt er. Sonst nirgends? — Hierbei Nachricht von den verschiedenen Ausgaben.*) — Und was für Aberglaube steht denn in dem Gedichte des Marbodus, der sich nicht auch im Plinius fände?

LXII.

Darum, daß Marbodus den Evax als Quelle nennt, braucht er nicht ganz den Betrug geschmiedet zu haben. Es können Schriften eines Evax vorhanden gewesen seyn, und sind es vielleicht noch.**)

LXIII.

Unter den Gedichten des Marbodus finden sich einige, die ihm gar nicht gehören, und die sein Herausgeber ihrem rechten Urheber wohl hätte wieder zustellen können.***)

---

*) S. Kollektaneen, 2te Abth. (Bd. XV.) S. 256. — Ich setze hier nur noch hinzu, daß die erste, fast überall verkannte, Ausgabe von des Marbodus Gedicht über die Edelsteine schon im Jahre 1511 zu Wien in 4. erschienen ist. Ihre Beschreibung s. in Wiens Buchdruckergeschichte von Denis, S. 55, wo auch S. 312. eine andere, gleichfalls zu Wien gedruckte Ausgabe, ohne Druckjahr, nachgewiesen wird. E.

**) S. Kollektaneen, 1ste Abth. (Bd. XIV.) S. 191.

***) S. Kollektaneen, 2te Abth. (Bd. XV.) S. 256.

Eben das ist von den Gedichten des Hildebertus zu sagen.*) Von den Gedichten beider ließe sich zur Berichtigung der klassischen Dichter, woraus jene Stellen genommen sind, vielleicht noch einiger Gebrauch machen.

LXIV.

Gebrauch, den der jüngere Burmann davon zu seiner Anthologie hätte machen können.**)

LXV.

Wenn Klotz Burmannen solche Nachweisungen hätte geben können, so würde es ihm dieser ohne Zweifel Dank gewußt haben. Und so wären wir wieder bei Klotz, dessen besondere Widerlegung ich ruhig erwarte.

Aber nein; er hat sich anders besonnen. Er hat meine Briefe kaum zur Hälfte gelesen, und will sie gar nicht ganz lesen; geschweige, daß er sie zu widerlegen sich die Mühe nehmen sollte. Er ist zu groß, sich mit mir einzulassen; und er läßt seine Kreaturen gegen mich los. Er ist wie der Alte auf dem Berge, der thut, als ob er kein Wasser betrübe, und seine Banditen in der Welt herumschickt.

Von dem elenden Stolze, seinen Gegner nicht lesen zu wollen.

---

*) S. Kollektaneen, 2te Abth. (Bd. XV.) S. 98.

**) S. Kollektaneen ebend.

LXVI.

Eine von seinen ersten Kreaturen ist Riedel. Über dessen Recension der antiquarischen Briefe in der Erfurter Zeitung.*)

„Noch," fängt er an, „haben wir die antiquarischen Briefe des Herrn Lessing (erster Theil bei Friedrich Nicolai) nicht ausführlich angezeigt.

Nein; aber gewandsweise ihnen schon mehr als Einen Hieb zu versetzen gesucht! — Das ist gar recht! So wird der Leser allmälig vorbereitet, und der Verfasser fürs erste bei kleinem Feuer gebraten, bis man ihn ganz in die Flamme wirft. Das geht nun los. Der Himmel stehe mir bei!

„Einige Anmerkungen des Herrn Klotz wider Herrn Lessing, und eine Recension im Reichspostreuter haben dem Herrn Verfasser die Gelegenheit zu diesem Buche von 256 Seiten in kl. 8. gegeben."

Ganz recht! In seinem Buche wollte mich Herr Klotz fein höflich eines Bessern belehren; und in dem Reichspostreuter ließ er ausposaunen, daß er mich eines unverzeihlichen Fehlers überwiesen habe. Eine Belehrung, dachte ich, ist der andern werth; und ich würde Hrn. Klotz gewiß auch recht höflich belehrt haben, wenn ich mich nur auch auf einen hübsch abgerichteten Freund hätte verlassen

---

*) Der Anfang von Lessing's Antwort auf diese Recension fand sich diesem Entwurfe beigelegt, und wird daher hier sogleich mit eingerückt.

können, der meine schlaue süße Höflichkeit in gute derbe Wahrheit übersetzte. Aber leider! habe ich keinen solchen Freund. Ich mußte also nur gleich so schreiben, wie ich verstanden zu seyn wünschte. Das ist, nicht höflich, aber wahr.

„In der Vorrede erklärt er sich über den Ton, den er in diesen Briefen genommen, und bekennt sich für einen Nachahmer der Alten, die das Ding, was wir Höflichkeit nennen, nicht gekannt hätten."

Die Bescheidenheit nicht zu vergessen, welche den Alten anstatt der Höflichkeit eigen war! Ich bekenne mich für ihren Nachahmer in Beidem, in dem sowohl, was sie nicht hatten, als in dem, was sie hatten. Die Klotze mögen immer über meine Unhöflichkeit schreien; genug, daß der wahre Gelehrte nie meine Bescheidenheit vermissen soll!

„Herr Lessing wird sich auf gewisse Punkte besinnen, in welchen man den Alten keineswegs nachahmen soll, in welchen man vielmehr sich nach unseren Sitten, nach unserer Denkart und unserer Sprache zu richten hat."

Herr Riedel traut mir zu viel zu. Wahrlich, ich besinne mich auf keine solche Punkte. Was bei den Alten recht und gut war, ist noch recht und gut. Doch, ich sehe, er kommt selbst mit einem Exempel meinem Gedächtnisse zu Hülfe.

„Die Alten nannten auch gewisse Glieder und gewisse Handlungen mit ihren eigenen Namen gerade heraus; uns anderen mißfällt es schon, wenn der-

gleichen Sachen auch nur von fern her angedeutet werden."

Diese Glieder und Handlungen bloß des Titels wegen mit ihren eigenen Namen zu nennen, mißfiel auch den Alten. Es waren nur ihre Pirons, die sich das erlaubten; und auch wir haben ja unsere Katulle. Aber freilich, wenn der Naturlehrer, wenn der Arzt, wenn der kühne Satyriker diese Glieder und diese Handlungen, der Kürze, des Nachdrucks, des Unterrichts wegen, bei ihren eigenen Namen nannten: so hatten die Alten kein Arges dabei; und wir Neueren sollten lieber auch keins dabei haben. — Dieses nun angewandt auf die Höflichkeit! Aus bloßem Kitzel werde ich zuverlässig nie unhöflich gegen Herrn Klotz seyn. Sollte ich ihm auf der Straße begegnen, so werde ich ganz gewiß meinen Hut zuerst gegen ihn abziehen. Sollte ich wieder an ihn schreiben, so werde ich ganz gewiß: Wohlgeborner Herr, insonders Hochzuehrender Herr Geheimerath, an ihn schreiben, und mich seinen gehorsamen Diener nennen. Sollte ich an Einem Tische mit ihm speisen, so werde ich ganz gewiß seine Gesundheit mit einer tiefen Verbeugung, und genau in der Reihe trinken, die sein Rang erfordert. Sollte ich gar mit ihm zu spielen das Vergnügen haben, so werde ich ganz gewiß mit eben der Höflichkeit sagen, „der Herr Geheimerath haben gewonnen," als: „der Herr Geheimerath sind basta!" — —

LXVII.

Von Riedel's Anmerkungen über den Laokoon. Einige Beweise seiner Unwissenheit. Von der Caricatur. Die Stelle aus dem Cicero.*) — Vermuthung, woher die Caricaturgesichter ihren Ursprung haben: aus den komischen Masken der Alten.

LXVIII.

Von dem Gesetze der Hellenodiken. — Die ikonische Statue sollte freilich die größere Ehre seyn. Aber was bewog sie, dieses zur größern, und nicht zur kleinern Ehre zu machen? Warum machten sie die Gefahr, in dem Bilde eines minder schönen Körpers auf die Nachwelt zu kommen, zur größern Ehre? Warum machten sie den Vortheil, sich in einem schönen, aber fremden, Ideal aufgestellt zu sehen, zur kleinern?

LXIX.

Von dem Gemälde des Timanthes, und der Verbesserung der Stelle des Plinius, die ich aus dem Gronov wohl soll geborgt haben. Ich kenne Gronov's Noten über den Statius nicht.

LXX.

Von der Vesta, und dem Vorgeben, daß es eine ältere und eine jüngere gegeben habe. Ovid wenigstens hat diesen Unterschied gewiß nicht angenommen.

---

*) S. Kollektaneen, 2te Abth. (Bd. XV.) S. 247.

LXXI.

Von dem Geschrei des Philoktetes. Er erdrückt es, aus Furcht, daß sie ihn sonst nicht mitnehmen würden. Geschrei des Hippolytus.

LXXII.

Das wären einige Proben gewesen, wie gelehrt Herr Riedel ist, mit welchem Scharfsinne er die Alten zu lesen pflegt. Nun sollte ich auch von seiner Philosophie reden. Aber davon verstehe ich nichts: und von dieser Seite sind er und Herr Prof. Huth meine Meister. Ich bekenne, daß ich sie nicht verstehe. Vielleicht geht es ihnen auch mit mir so. Wenn es nur nicht oft schiene, als wäre es Herrn Riedel's Vorsatz, mich nicht zu verstehen. Beweise, wie sehr er den Geist meines Werkes verfehlt hat.

LXXIII.

Über Riedel's Lessingische Briefe. Vertheidigung meiner Ableitung des Wortes Cameo.

LXXIV.

Ein zweiter Verfechter des Herrn Klotz: der Verfasser der litterarischen Briefe. Urtheil von ihm, und Beleuchtung einiger von seinen Rechtfertigungen seines Gönners. Lächerlichkeit dieses Mannes, meine Streitigkeit mit Klotz auf drei Punkte zu bringen. Von den Daktyliotheken der Alten. Bestimmung des Wortes *gemma* aus einer Stelle

des Cicero in den Reden wider den Verres, und einer Stelle Tibull's, woraus erhellt, daß *gemma* eigentlich ein ungeschnittener Edelstein heißt.

LXXV.

Von der Perspektive der Alten, wider diesen litterarischen Briefsteller. Besonders eine Prüfung der Abhandlung des Caylus.

LXXVI.

Über einige kleine Punkte gegen ihn; und Abschied von ihm auf immer.

LXXVII.

Nun wieder zu Herrn Klotz, mit dem wir auf der 15ten Seite seiner Schrift stehen geblieben. Von der großen Anzahl geschnittener Steine, die auf uns gekommen sind. Der wahren alten sind vielleicht weniger, als wir glauben. Sehr gegründeter Verdacht gegen die Daktyliotheken des Gorläus, der heiligen Genovefa, des Mariette, u. a. m. — Maffei Benennung dieses Studiums.*)

LXXVIII.

Wie die ächten alten Steine von den neuen zu unterscheiden sind. Hiervon sagt Klotz gar nichts. Die Stelle beim Lippert, die er hätte commen-

*) S. Kollektaneen, 2te Abth. (Bd. XV.) S. 8.

tiren sollen. Lippert, so viel ich mich erinnere, giebt drei Kennzeichen an: den Stein; die Vorstellung; die Arbeit.

LXXIX.

Ich habe erwiesen, daß die Alten in ganz kostbare Edelsteine nicht geschnitten haben. Und auch von den geringeren Arten giebt es verschiedene, von welchen Plinius ausdrücklich sagt, daß sie nicht geschnitten worden. — Von der Besonderheit, woran alte Steine zu erkennen sind: nämlich an der ungleichen hintern Seite; wie Vettori anmerkt. *) Die Ursache, welche Vettori davon angiebt, das Gleichförmige der Durchsichtigkeit, ist richtig; nur ist auch das zu merken, daß die Alten ihren Edelsteinen überhaupt die Ungleichheit ließen, um ihnen von ihrer Masse so wenig zu nehmen, als möglich. Und nur daher ist eine Stelle beim Plinius zu erklären. **)

LXXX.

Von der Abhandlung des Dingley, die dahin einschlägt; und zwar erstlich, von dieser Abhandlung selbst. ***)

---

*) S. Kollektaneen, 3te Abth. (Bd. XVI.) S. 208.

**) S. Kollektaneen, 2te Abth. (Bd. XV.) S. 12.

***) Hierher gehört vermuthlich der nunmehr im Text folgende, völlig ausgeführte Brief, der sich unter des seligen Lessing's Papieren sowohl im Brouillon, als

Das zweite Kennzeichen, an welchem alte geschnittene Steine von neueren zu unterscheiden, sagt Maffei, sei die Farbe und die Beschaffenheit des Steines selbst.

Wenigstens kann diese oft zu einem Verdachte Anlaß geben. Allzu kostbare, in Ansehung ihres Feuers oder ihrer Farben allzu schöne Steine, habe ich gezeigt, ließen die Alten nicht gern von der Kunst verletzen. Von einigen sagen sie uns ausdrücklich, daß sie nie geschnitten werden, oder daß sie nicht geschnitten werden können. Die sie am häufigsten schnitten, waren von den geringeren Gattungen, welche die doppelte Eigenschaft haben, daß sie sich weder der Sculptur zu sehr weigern, noch das Wachs zu fest halten. Von diesen Gattungen aber nahmen sie die reinsten und besten, die sie finden konnten.

Ich hoffte hiervon viel Merkwürdiges zu lesen in den Anmerkungen, welche Robert Dingley über die Edelsteine, besonders solche, auf welche die Alten zu graben pflegten, der Englischen Societät mitgetheilt hat. Aber ich betrog mich. Der Gelehrte, der sie übersetzte und dem Hamburgischen Magazin*) einverleibte, hat sie mit verschiedenen

---

in einer reinern Abschrift von seiner eigenen Hand, gefunden hat, ob er gleich funfzigster Brief überschrieben war. E.

*) Band III. S. 640.

Noten begleitet, die von seiner Kenntniß auch in diesem Theile der Naturgeschichte und von seinem Scharfsinne überhaupt zeigen. Allein er hätte deren ungleich mehrere machen müssen, wenn er alle Unrichtigkeiten seines Originals hätte anzeigen und verbessern wollen. Ich will einige Beweise davon geben.

„Der Stein,“ sagt Dingley, „den man am meisten gegraben findet, ist der Beryll, nach diesem folgt der Plasm oder schönste Smaragd, alsdann der Hyacinth; den Chrysolith findet man bisweilen, aber sehr selten gegraben, wie auch, aber sehr selten, den Krystall oder orientalischen Kiesel, den Granat und den Amethyst.“

Am meisten den Beryll! Ganz unerhört. Der Beryll ist ein durchsichtiger meergrüner Stein, der in seinen Unterarten mehr oder weniger in das Gelbliche spielt. So beschreibt ihn Plinius; so haben ihn die Neueren angenommen. Doch so einen Stein meint Dingley nicht; sein Beryll ist entweder roth, oder gelb, oder weiß. Jenes, sagt er, war der Beryll der Alten. Und wer sind denn die, welche diesen Namen einem ganz andern Steine beilegen dürfen? Leonardus, Stella, Agricola, Cäsalpinus, Gesner, Boot, Laet, Nicol, und wie sie alle heißen, sind es nicht. Auch die noch neueren Naturalisten finde ich mit jenen übereinstimmig, und alle verstehen unter Beryll wo nicht eben denselben Stein, den die Alten darunter verstanden, doch einen ihm sehr ähnlichen, den sonst

so genannten Aquamarin. Folglich habe ich lange nicht gewußt, was Dingley hiermit will, bis ich endlich finde,*) daß die englischen Juwelier einen ganz andern Begriff mit dem Namen Beryll verbinden, und ihn einer Art von Karneol beilegen, der dunkelrother und durchsichtiger, als der gemeine Karneol sey, und mehrmal in das Gelbe spiele. Daß wirklich Dingley diese Art von Karneol unter seinem Beryll verstanden habe, zeigt selbst die Eintheilung, die er von ihm macht. „Vom Beryll," sagt er, „giebt es drei Arten; der rothe fällt in die Orangefarbe, ist durchsichtig und lebhaft; der gelbe ist ockerfarben, und der weiße, den man Calcedon nennt, ist milchfarben; diese beiden letzten sind nicht so lebhaft, wie die erstern." Niemand, so viel ich weiß, hat den Calcedon zu einer Art des Berylls gemacht; wohl aber zu einer Art des Karneols, oder auch den Karneol zu einer Art des Calcedon. Auch die übrigen zwei Arten passen wohl auf verschiedene Abänderungen des Karneols, aber keineswegs des Berylls. Kurz, man muß beim Dingley Karneol für Beryll lesen, und muß sich erinnern, daß der Karneol der Alten ihr Sarder ist, wenn es wahr seyn soll, was er von ihm vor-

*) Woodward beim Johnson: The Beryll of our Lapidaries is only a fine sort of Carnelion, of a more deep bright red, sometimes with a cast of yellow and more transparent than the common Carnelion.

giebt. Den Sarder findet man in allen Daktyliotheken am häufigsten, und Plinius sagt ausdrücklich, daß man ihn zum Graben und Siegeln am geschicktesten gefunden habe. *) Dingley aber ist um so weniger zu entschuldigen, daß er uns diese Verirrung verursacht, da Hill in seinen Anmerkungen über den Theophrast **) kurz vorher davor gewarnt, und es den unwissenden Juwelieren verwiesen hatte, welche ihren Beryllcarneol schlechtweg Beryll nennen, als ob sie von dem eigentlichen Beryll gar nichts wüßten. — Das Werk des Kardinals de Cusa, dessen in der Note gedacht wird, mag wohl nicht von dem Steine Beryll handeln, sondern von der Brille, dem Augenglase, auf das

*) Libr. XXX. Sect. 31. ed. Hard.

**) Dingley's Anmerkungen sind von 1747, und Hill's Theophrast von dem Jahre vorher, wo es Seite 57 heißt: The Jewellers of our time reckon four species of this stone; the common or the red, the white or the yellow, and the Beryll Carnelion. — The last, or the Beryll Carnelion, is properly the male oriental Kind; it is of a deeper colour than any of the others, as also much harder, and more transparent: some of our Jewellers, knowing of no other Beryll but this, name it simply the Beryll: but it ought never to be so called but with the addition of its own proper name Carnelion; the Beryll of the Ancients being a stone of quite another Kind, transparent and of bluish green, and evidently the very Gemm which we now call the *aqua marina*.

geschärfte Gesicht in geistlichen Dingen angewendet. Denn es ist bekannt, daß dieses im barbarischen Latein Beryllus hieß, und ohne Zweifel unser deutsches Brille davon herkommt. Nicht zwar, als ob die ersten Brillen aus eigentlichen Beryllen wären gemacht worden, sondern weil man vielleicht zu den ersten Brillen ein grünliches Glas brauchte, welches dem Beryll daher ähnlich sah; oder weil überhaupt die Italiener, wie Boot sagt,*) alle Krystalle qui multiplici angulorum reflexu aliquos colores in se habere videntur, Berylle nannten, wovon der Name endlich bis auf das gemeine Glas erstreckt worden. Vielleicht auch, daß der medicinische Gebrauch des pulverisirten Berylls gegen mancherlei Beschädigungen der Augen, von dem man in den mittleren Zeiten Aufhebens machte,**) zur Übertragung dieses Namens auf die Brillen etwas beigetragen.

Aber weiter: nach den Beryllen, sagt Dingley, folgt der Plasm, oder schönste Smaragd.

---

*) Lib. II. cap. 20. De Laet will davon zwar nichts wissen (Lib. I. cap. 10.); aber selbst diese Benennung der Augengläser von Beryll scheint ein Beweis für den Boot zu seyn.

**) *Psellus* de Lapidum Virtutibus p. 12. Edit. Bernard. *Βηρυλλος — οὑτος ὁ λιθος ἐντασεις ἰαται, και σπασμους, και ὀφθαλμῶν ὀδυνας, και ἰκτερον*; intentiones curat, convulsione, oculorum dolores, auriginem.

Was man unter Plasma verstehen müsse, habe ich schon gezeigt. *) Es ist der Prasius der Alten, und demnach so wenig der schönste Smaragd, daß vielmehr gerade nur eine von den geringsten Arten der durchsichtigen grünen Steine so genannt ward, und eigentlich noch jetzt so genannt werden sollte. Wenn Dingley bloß gesagt hätte, daß, nach dem Karneol, es die grünen und grünlichen Steine wären, welche man am häufigsten von den Alten geschnitten finde: so wäre es eher recht gewesen. Denn wirklich findet man deren sehr viele, welche von den Antiquaren bald Plasma, bald Prasma, bald Pras, bald Beryll, bald grüner Jaspis, bald Chrysolith, bald Heliotrop, bald Smaragdit und bald Smaragd genannt werden; aber, wie schon erinnert, einen jeden dieser Namen eher verdienen, als den Namen Smaragd. Sonderbar ist es, daß sie bei den undurchsichtiger, dunkler und schmutziger grünen Steinen sich nicht des Malachites oder Molochites erinnert haben, welche Gemme von dem Plinius doch ausdrücklich reddendis laudata signis **) genannt wird.

Die dritte Stelle giebt Dingley dem Hyacinth. Und was nennt er einen Hyacinth? Einen dunkel braunrothen Stein, feurig und durchsichtig. Es ist wahr, das ist der Hyacinth der Alten; aber warum spricht Dingley hier so streng mit den Alten, da

*) S. den 25sten Brief.

**) l. c. Sect. 36.

er in seinen übrigen Beschreibungen sich so weit von ihnen entfernt? Die neueren Steinkenner verstehen unter Hyacinth einen gelben, honigfarbigen oder citronfarbigen Stein, deren einige nur in das Röthliche spielen.*) Sein Hyacinth dürfte schwerlich von dem Amethyste und unserm Granate zu unterscheiden seyn; und ich weiß nicht, mit welcher Zuverlässigkeit man sonach sagen könnte, daß die Alten den Amethyst und Granat sehr selten, den Hyacinth hingegen weit häufiger geschnitten hätten.

Der Übersetzer hat das englische *Garnet* beibehalten, weil er wegen des vollkommen gleichgeltenden deutschen Namens ungewiß war. Aber er hätte sich kein Bedenken machen dürfen, Granat dafür zu brauchen; es ist durchaus das nämliche, und einige Engländer schreiben bloß Garnet, weil sie bei einigen älteren italienischen Schriftstellern Garnato anstatt Granato fanden, welches fast auf die Vermuthung bringen sollte, daß diese Benennung nicht von den Körnern der sogenannten Frucht hergenommen, sondern die Verstümmelung von Garamanticus sey. Wenigstens stimmt die Beschreibung, die uns die Alten von dem Carbunculo garamantico geben, mit dem Granat gänzlich überein.

---

*) De Laet. lib. I. c. 6. Recentiorum Hyacinthi sunt flavo colore, interdum simplici, eoque aut saturo aut diluto, vel cum rubedine quidam mixto intensius vel remissius.

Was Dingley endlich von dem Krystalle sagt, ist nur von dem ganz weißen und dessen Gebrauche zu Siegelsteinen zu verstehen. Da er in weit größeren Stücken gefunden wird, als andere Edelsteine, so brauchte man ihn auch zu größeren Dingen, zu welchen er häufig geschnitten ward. Aber wie viel gefärbte Krystalle mögen in den Daktyliotheken für die ächten Edelsteine gelten, deren Farbe ihnen die Kunst zu ertheilen wußte!

Unter den übrigen Anmerkungen sind nicht weniger, eben so unzuverlässige. — Er spricht von einem Vermillionstein, Vermillon stone; und man sollte glauben, was das für ein besonderer Stein sey. Gleichwohl ist es weiter nichts, als ein Beiname, den die Juweliere derjenigen schönen Art von Granaten geben, deren Farbe sich dem Zinnober nähert.*) — Der Onyx und Sardonyx sind ganz falsch angegeben; und von dem wer weiß wo aufgelesenen Achatonyx macht er eine Beschreibung, aus der ich jedem Trotz biete, klug zu werden.

Doch ich will mich bei solchen Kleinigkeiten nicht aufhalten. Nur eins muß ich noch mitnehmen. Dingley sagt: „die Alten gruben auf ihre meisten Steine, den Onyx und Sardonyx ausgenommen, so wie sie gefunden wurden, weil ihre natürliche Politur alles, was durch die Kunst an ihnen kann verrichtet werden, übertrifft." Aber man hüte sich,

*) De Laet. lib. I. cap. 3.

ihm das zu glauben. Entweder die Edelsteine werden als Kiesel gefunden, und diese haben eine rauhe Schale, die ihnen abgeschliffen werden muß, um den durchsichtigern farbigen Kern zum Vorscheine zu bringen, oder sie brechen als Drusen in fremden Steinarten, und diese haben zwar eine natürliche Politur, aber selten oder nie die reguläre Fläche, welche in dem Abdrucke eine egale Area geben könnte.

LXXXI.

Zweitens, von Hill's Kritik über diese Abhandlung.

LXXXII.

Drittens, von Kästner's Übersetzung, und der beigefügten Note.

LXXXIII.

In wie fern von der auf dem Steine befindlichen Vorstellung auf das Alterthum desselben zuverlässig zu schließen sey.

LXXXIV.

Von der Arbeit, der Zeichnung, der Ordonanz, und besonders der Politur. *)

LXXXV.

Über die Geringschätzung der geschnittenen Steine in den mittleren Zeiten.

---

*) S. Kollektaneen, 2te Abth. (Bd. XV.) S. 33.

Wie viele waren denn ihrer damals schon wieder aufgegraben, nachdem sie durch das Christenthum fast ganz außer Gebrauch gekommen waren? Ihre Deutung auf biblische Personen und Geschichte war vielmehr ein frommer Betrug, um sie zum Schmucke heiliger Gefäße anwenden zu dürfen. Woher will Klotz wenigstens beweisen, daß es Unwissenheit gewesen sey?

Klotzens Beweis aus dem Jupiter Serapis, S. 57. Wie seltsam er schließt, daß ihre Geringschätzung zu ihrer Aufbewahrung habe beitragen können. *)

LXXXVI.

Ob damals kaum der Glanz der Edelsteine die Augen auf eine angenehme Art gerührt habe? S. 55.

Gleichwohl sind aus diesen Zeiten so viele Schriftsteller von Edelsteinen; wovon aber freilich, wie wir am Leonardi und Skudalupis gesehen, Klotz wenige oder gar keinen kennen mag.

Anmerkungen über das Register derselben beim Leonardi. **)

LXXXVII.

Insbesondere über den Physiologus, der in dem Verzeichnisse des Leonardi vorkommt. Von diesem weiß ich nichts; aber wohl von zwei anderen

*) S. Kollektaneen, 2te Abth. (Bd. XV.) S. 10.

**) S. Kollektaneen, 1ste Abth. (Bd. XIV.) S. 174.

Büchern dieses Namens. Beiderseitige Unwissenheit des Beaugendre und Freytag.*)

LXXXVIII.

Register der Steinschneider im Leonardi, nebst einigen Anmerkungen darüber.

LXXXIX.

Von der künstlichen Vervielfältigung der geschnittenen Steine. Klotzens Schnitzer mit dem vitro obsidiano, S. 58. Gori macht indeß diesen Fehler auch.**) Von den nachgemachten Edelsteinen, den Pasten und Abdrücken in Schwefel und anderer Materie.†)

XC.

Von den Gadarern; S. 61.††)

XCI.

Was er von den Kupfern der geschnittenen Steine sagt, wird als bekannt und gemein vorbeigegangen. Die wenigsten Urtheile sind sein; und was sein ist, ist falsch. Z. E. S. 70. daß man in der Ausgabe des Maffei von den Gemmen des Agostini die Hand des Gallestruzzi vermisse. Und doch sind

*) S. Kollektaneen, 1ste Abth. (Bd. XIV.) S. 177.

**) Ebend. 3te Abth. (Bd. XVI.) S. 23. u. 230.

†) Ebend. 1ste Abth. (Bd. XIV.) S. 181.

††) Ebend. 2te Abth. (Bd. XV.) S. 5.

es die nämlichen Platten; ein Beweis, daß er diese Ausgabe gar nicht kennt.

XCII.

Ich komme auf seine Betrachtung der Steine von Seiten der Kunst, S. 73—101. Und hier, glaube ich, geht eigentlich das Buch an. Alles Bisherige sind vorausgeschickte Anmerkungen. In diesen Betrachtungen ist er nichts, als Winkelmann's Ausschreiber, bis auf die bloßen Verzierungen des Styls.

Hier sind einige Proben von dieser Ausschreiberei:

Klotz sagt S. 13: „Die Quelle des guten Geschmacks ist nun geöffnet. Weise ist der, welcher aus ihr schöpft, und, wie Dichter aus dem kastalischen Brunnen, sich aus derselben begeistert.“

Und Winkelmann, von der Nachahmung der griechischen Werke in der Kunst, S. 2: „Die reinsten Quellen der Kunst sind geöffnet. Glücklich ist, wer sie findet und schmeckt!“

Winkelmann von den mit königlichen Kosten zu Dresden angehäuften Schätzen der Kunst und des Alterthums; und Klotz von einer Sammlung Abdrücke geschnittener Steine.

Klotz, S. 30: „Es ist ein sehr unüberlegter Ausspruch eines französischen Skribenten, dessen Buch nicht hätte zur Schande der Deutschen über-

setzt werden sollen." Nämlich Juvenel de Carlencas.

Und Winkelmann, in den Erinnerungen über die Betrachtung der Werke der Kunst, in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, B. V. S. 12: „Auch der Porphyr kann eben so gut bearbeitet werden, wie vor Alters, welches unwissende Skribenten leugnen, und zuletzt Carlencas in einem Buche, dessen Übersetzung den Deutschen keine Ehre macht."

Aber Winkelmann dachte überhaupt von den Franzosen ein wenig anders, als Herr Klotz. Er sagt in der Nachricht vom Stoschischen Museum, in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, B. V. S. 26: „Ich kenne aber die Begriffe der Franzosen von der Schönheit des Alterthums. Unter uns gesagt, ich fürchte mich, unseren Landsleuten etwas zum Nachtheil dieser Nation zu sagen. Ihre Wuth in Übersetzung französischer Bücher, die voll von tausend Vergehungen, wie des Barre deutsche Geschichte sind, machen mir diese Besorgniß."

Klotz sagt S. 62: „In den Werken der Alten liegt der Verstand tief."

Und Winkelmann in den angeführten Erinnerungen, S. 4: „Daher liegt der Verstand der Alten tief in ihren Werken."

Klotz, S. 73: „Wer den Homer nur in der Übersetzung gelesen hat, der kennt seine majestätische Einfalt gewiß nicht. Eben so mangelhafte Begriffe von der alten Kunst wird derjenige haben, der bloß aus Kupferstichen von ihr urtheilt.“

Winkelmann, von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst, S. 17: „Dieser Privatunterricht aus Kupfern und Abdrücken bleibt unterdessen, wie die Feldmesserei, auf dem Papier gezeichnet. Die Kopie im Kleinen ist nur der Schatten, nicht die Wahrheit; und es ist vom Homer auf dessen beste Übersetzung kein größerer Unterschied, als von der Alten und des Raphaels Werken auf deren Abbildungen.“

Klotz redet S. 159. von Werken, die einen allzu scharfen, eckigen Umriß haben, und deren Meister lieber ihre anatomische Kenntniß zeigen, als sanft und gefällig seyn wollen; und setzt hinzu: „Wem die Werke gefallen, die diese sparsame Weisheit bezeichnet, der giebt einen eben so ungezweifelten Beweis von seinem verderbten Geschmacke, als der, welcher die natürliche und sanfte Schreibart des Xenophon dem spielenden Witze der Sophisten nachsetzt.“ — Diese sparsame Weisheit! Was heißt das? Er braucht den Winkelmannischen Ausdruck, und giebt ihm gerade die umgekehrte Bedeutung.

Winkelmann sagt nämlich, von der Nachah-

mung griechischer Werke, S. 12: „Eben so unterscheiden sich die neueren Werke von den griechischen durch eine Menge kleiner Eindrücke, und durch gar zu viele und gar zu sinnlich gemachte Grübchen, welche, wo sie sich in den Werken der Alten befinden, mit einer sparsamen Weisheit, nach dem Maaße derselben in der vollkommenern und völligern Natur unter den Griechen, sanft angedeutet, und öfters nur durch ein gelehrtes Gefühl bemerkt werden."

Klotz, S. 174: „Die Ausleger sagen, nach ihrer Gewohnheit, entweder Dinge, welche uns noch ungewisser machen, oder sie sagen nichts von denselben. Eine Sache, die sie mit den Brunnen gemein haben, die oft überfließen, und dann Mangel an Wasser leiden, wenn wir es am nöthigsten brauchen."

Und Winkelmann in der Vorrede zur Geschichte der Kunst, S. XXI: „Überhaupt sind die mehresten Skribenten in diesen Sachen wie die Flüsse, welche aufschwellen, wenn man ihr Wasser nicht nöthig hat, und trocken bleiben, wenn es an Wasser fehlt."

XCIII.

Nachtheil der geschnittenen Steine für das Kunstauge, oder das Auge eines jeden andern, der sich darnach bilden will. Die Schönheit läßt sich

in so kleinen Figuren bei weitem nicht so deutlich empfinden, daß sie auf die Ausführung im Großen einigen Einfluß haben könnte.

XCIV.

So sehr er Winkelmann ausschreibt, so untersteht er sich gleichwohl, ihn zu meistern, wegen seines Satzes, daß die alten Denkmäler aus den mythologischen Zeiten vornehmlich zu erklären seyen. Vertheidigung dieses Satzes.

XCV.

Klotzens lächerliche Nachahmung des Winkelmannischen Enthusiasmus. Von diesem überhaupt. Wie anstößig die Nachahmung bei der Venus Kallipygia sey. Christ's Geringschätzung bei dieser und anderen Gelegenheiten. Dessen Vertheidigung.

XCVI.

Christ's weitere Vertheidigung wegen der alten Art, in Stein zu schneiden. Es ist nicht einmal Christ's Meinung, sondern schon Vettori's, welcher durchaus davon spricht, als ob er sie ausüben gesehen, und sie umständlich beschreibt.

Es ist kein Schluß von dem, was wir jetzt nicht zu machen wissen, auf die Alten, daß sie es auch nicht gewußt hätten.

Möglichkeit, daß es verschiedene Arten kann

gegeben haben; gezeigt an dem, dessen sich Rivaz und Watze gerühmt haben. *)

Auch den Valerio Vincenti hatte man in Verdacht, daß er eine geschwindere Art zu arbeiten haben müsse. S. dessen Artikel beim Fueßlin.

XCVII.

Und doch ist Klotz auch der Plagiarius von Christ. Außer dem Beweise, den ich von den Ahnenbildern der Römer insbesondere geführt habe, noch andere aus Christ's Vorlesungen über die Litteratur.

*) S. Kollektaneen, 2te Abth. (Bd. XV.) S. 12.

Zusätze

zu den

Briefen antiquarischen Inhalts,

von

Johann Joachim Eschenburg.

XVII. b.

Zum neun und dreißigsten Briefe.

(S. 33.)

Die auf der 77sten Tafel im dritten Bande des *Museum Florentinum* abgebildete knieende Statue glaubt Gori deßwegen für einen römischen Miles Veles nehmen zu dürfen, weil diese Art von Kriegern eine leichte Rüstung, einen Spieß, einen vom Gürtel herabgehenden Degen, und einen ausgehöhlten Schild am linken Arm trugen. Daß er auf dem linken Knie ruhet, findet Gori selbst befremdend, und sagt: *) Cur vero sinistro genu flexo eum sculpserit statuarius: incompertum mihi est. Difficultate operis majorem spectatorum gratiam inire voluisse artificem arbitror, conjecturae facem praeferente Quinctiliano, qui haec de statuariis et pictoribus notat: **) *Expedit saepe mutare ex illo, constituto traditoque ordine aliqua; et interdum decet, ut in statuis atque picturis videmus, variari habitus, vultus, status. Nam recti quidem corporis vel minima gratia est. Nempe enim adversa sit facies, et dimissa*

---

*) Mus. Florent. Vol. III. p. 77.

**) De Instit. Orat. I. II. c. 13.

brachia, et juncti pedes, et a summis ad ima rigens opus: flexus ille, et, ut sic dixerim, motus, dat actum quendam effictis. Diese sehr wahre Bemerkung Quintilian's ist hier nun freilich sehr unschicklich angewendet. Der römische Kunstrichter redet offenbar von der vortheilhaften Wirkung, welche die Abänderung und Mannigfaltigkeit der Stellungen und Geberdungen der Figuren in der Kunst thun. Hier aber wäre diese Abweichung von dem, was Natur und Kunst gemeinschaftlich fordern, übel angewandt; und es muß denn wohl irgend ein anderer Grund den Künstler zu der Wahl jener Stellung bestimmt haben. Herr Hofrath Heyne verweiset bei Gelegenheit dieser Statue auf eine Gemme in eben der großherzoglichen Sammlung, die mit jener viel Ähnliches hat.*) Hier aber beugt der Krieger sein rechtes Knie zur Erde, und stemmt das linke empor.

Die Anmerkung, daß die Bekleidung und die Aussicht dieses Kriegers eher einen ausländischen Soldaten, als einen Römer, zu erkennen gebe, hat, wie Herr Heyne erinnert, auch Bianchi**) gemacht. Jener setzt hinzu, daß es zu verwundern wäre, wenn das Stück, so wie es ist, bei so her-

---

*) T. II. tab. 67. n. 4. S. Heyne's antiquarische Aufsätze, St. II. S. 247.

**) Ragguaglio delle Antichità della Galleria Mediceo-Imperiale, p. 92. n. 105.

vorspringenden Theilen sich hätte erhalten können; er fürchte also sehr, der gemeine Kopf, und der wunderliche Schild (*scutum imbricatum*) sey das Werk einer neuern Hand. Und der hier abgebildete, in Falten gekrümmte Schild gehört nicht sowohl zu den δερματινοις θυρεοις, die Suidas den Karthaginensern beilegt, als zu denen, von welchen Dio Kassius redet, wenn er bei der römischen *testudo* die *clypeos* und *scuta* unterscheidet, ob er gleich das Wort ἀσπιδες für beide braucht, und denen Kriegern, welche jene führten, τους ἀσπισι ταις κοιλαις ταις σωληνοειδεσι χρωμενους, d. i. solche, die sich hohler kanalförmiger Schilde bedienten, entgegen setzt. *)

XVIII.

Zum vierzigsten Briefe.

(S. 44.)

Einigen Lesern ist es vielleicht nicht unangenehm, wenn ich die Stelle des Paschalius hier ganz hersetze, die von Lessing am Schusse dieses Briefes nur nachgewiesen wird:

Ac sensim natum est hoc artificium nectendi corollas et coronas pulchriores et operosiores,

*) S. *Lips.* de Milit. Rom. p. 103. 108.

quod a Sicyoniis manasse Plinius est autor: *) *Hi dicuntur accendisse odores et colores ex ingenio Pausiae pictoris et Glycerae coronariae dilectae admodum illi.* Nempe haec στεφανηπλόκος hunc pictorem sedula provocabat ad variandа opera sua; dum ipsa artifici pulcherrimos naturae foesus undique conquisitos ostentat. Artifex hinc acuit ingenium, et artem intendit; dum certant res et simulacrum, exemplar et exemplum; dum is una cum coloribus ipsos prope dixerim odores arte comprehendit. De hac Glycera, deque hoc ipso Pausia pictore, qui esset amator ejus, haec tradit hic ipse Plinius: **) *Amavit in juventa Glyceram, municipem suam, inventricem coronarum; certandoque imitatione ejus, ad numerosissimam florum varietatem perduxit artem illam. Postremo pinxit illam sedentem cum corona. Quae e nobilissimis ejus tabula appellata est Stephanoplocos, ab aliis Stephanopolis; quoniam Glycera venditando coronas sustentaverat paupertatem.* Ergo hujus imitatione prodierunt aliae στεφανοπώλιδες, sertorum, seu corollarum et coronarum venditrices, eaedemque opifices, qualem Horatius Europam nominat: ***)

*) L. XXI. c. 2.

**) L. XXXV. c. 11.

***) L. III. Od. 27. v. 29.

Nuper in pratis studiosa florum, et
Debitae nymphis opifex coronae
Nocte sublustri nihil astra praeter
Vidit et undas.

Und in der Folge setzt er hinzu: Ad harum exemplum dicuntur fuisse *compositores gemmarum*, quales nominantur a Plinio. Nostri has mulieres coronarias dixerunt.

XIX.

Zum fünf und vierzigsten Briefe.

(S. 72.)

Es scheint, daß Herr Hofrath Beckmann, der in seinen schätzbaren Beiträgen zur Geschichte der Erfindungen,*) bei Gelegenheit der Spiegel, auch von dem Smaragd des Nero redet, sich an das, was Lessing hier darüber untersucht, nicht erinnert hat. Ich will die ganze Stelle hier mittheilen, ob sie gleich in der Voraussetzung, daß Nero kurzsichtig, und daß sein Smaragd ein Spiegel gewesen sey, ganz von den Lessingischen Behauptungen abweicht.

---

*) B. III. St. 4. S. 295.

„Cary *) behauptet, Nero sey kurzsichtig, und sein Smaragd wie ein Hohlglas gebildet gewesen. Ersteres meldet Plinius ausdrücklich; **) aber letzteres, wiewohl es auch Abat ***) nicht unwahrscheinlich findet, wird mir schwer zu glauben, weil zu viel Zwang dazu gehört, des Plinius Worte so zu deuten, die sich viel besser anders auslegen lassen. Da man bei den Alten von diesem herrlichen Mittel für Kurzsichtige sonst keine Nachricht findet, so müßte man bei jener Erklärung annehmen, daß dieser Gebrauch des Hohlsmaragds zufällig bemerkt worden, und daß man deßwegen keinen Versuch gemacht habe, anderes natürliches oder künstliches Glas zu gleichem Gebrauche eben so zu bilden, weil man in dem Wahn gestanden habe, diese Eigenschaft sey dem Smaragd allein eigen, dem damals allgemein eine besondere Stärkung der Augen zugeschrieben ward. Viel wahrscheinlicher ist mir

---

*) In den Saggi di Dissertt. Academ. della Academ. di Cortona, T. VII. p. 19. steht von ihm eine Abh. Sopra gli specchi degli Antichi, aus dem Französischen übersetzt.

**) In der auch von Lessing angeführten, aber vom Gegentheil erklärten, Stelle: Neroni, nisi cum conniveret, ad prope admota (oculi) hebetes. Dies Blinzen bei Gegenständen in der Nähe ist doch wohl nie Kurzsichtigen eigen.

***) Diesen Aufsatz des Abat findet man übersetzt im neuen Hamburg. Magazin, Bd. I. S. 568.

die Auslegung des Italieners, die auch Abat nicht ganz verwirft, daß nämlich der Smaragd eine gerade polirte Fläche gehabt, und dem Nero wie ein Spiegel gedient hat.*) So scheinen auch Isidor und Marbodäus den Plinius verstanden zu haben.**) Hierwider läßt sich einwenden, daß ächte Smaragde zu klein sind, um Spiegel abgeben zu können. Aber die Alten reden von so großen und auch von so künstlichen Smaragden,***) daß man gewiß annehmen darf, sie haben auch grünen Flußspat und grüne glasichte Lava, oder den sogenannten grünen isländischen Achat, grünen Jaspis, auch gut grün gefärbtes Glas dahin gerechnet. Hat man

*) *Academia di Cortona*, VII. p. 34: La sostanza è, che secondo il racconto di Plinio, lo specchio, usato da Nerone non era nè concavo, nè occhialino, mà specchio grande e lontano dell' occhio, e posto obliquamente sul terrazino e finestra. — — Dunque lo smeraldo usato da Nerone era di corpe, o mole estesa, grande e piana, e collocavasi supino o sia inclinato, perchè vi si imprimessero e rifletessero le imagini, come negli altri specchi, e perciò non si è fondamento alcuno per crederlo occhialino. Almeno Plinio dice il contrario.

**) *Orig.* XVI. 7: Cujus corpus si extensum fuerit, sicut speculum, ita imagines reddit. Quippe Nero Caesar gladiatorum pugnas in smaragdo spectabat. (Dies *in* ist hier aber eingeschoben. Im Plinius steht bloß *spectabat smaragdo.*)

***) Goguet, vom Urspr. der Gesetze rc. B. II. S. 111. *Fabricii* B. Gr. Vol. I. p. 70.

doch das grüne Glas im Kloster Reichenau, welches einen Schuh lang, 7 Zoll breit, 3 Zoll dick ist, und 28¾ Pfund wiegt, *) imgleichen das große Gefäß in Genua, das noch dazu voll Blasen ist, **) bis auf unsere Zeit für Smaragd ausgeben mögen." —

Dies alles zugegeben, und sogar angenommen, daß hier vielleicht nicht der Edelstein, sondern die Marmorart, die *Smaragdites* heißt, gemeint sey; so läßt sich's doch nicht wohl denken, daß Nero lieber nur den Widerschein, als den Anblick der Fechterspiele selbst habe sehen wollen. Auch würde zu solch einem Spiegel eine eigene Vorhaltung oder Vorrichtung nöthig gewesen seyn, die Plinius schwerlich unerwähnt gelassen hätte. Sehr willkührlich nimmt der unten angeführte italienische Gelehrte an, daß dieser vermeinte Spiegel schräge auf die Erde, oder in eine Fensteröffnung sey gestellt worden.

---

*) Keyßler's Reisen, I. S. 17. Andreä Briefe aus der Schweiz, S. 47; und ebendaselbst Herrn von Beroldingen's Urtheil über diesen Smaragd.

**) Keyßler, I. S. 441. Mercure de France, Août 1757. p. 149.

XX.

Zum fünf und vierzigsten Briefe.

(S. 77.)

Mit dem, was hier über den Grad der Kenntniß der Vergrößerungsgläser bei den Alten, und über ihre Vorstellungen von der Wirkungsart derselben gesagt wird, stimmen folgende Bemerkungen des Dr. Priestley überein: *)

„Den Alten war die vergrößernde Kraft durchsichtiger Körper von gewisser Figur nicht unbekannt, ob sie gleich sehr weit davon entfernt waren, daß sie die Ursache eingesehen hätten. Seneka führt an, **) daß kleine und dunkle Buchstaben durch eine gläserne, mit Wasser gefüllte Kugel größer und heller aussehen; auch, daß Äpfel, die in einem solchen Gefäße schwimmen, weit schöner, als sonst, erscheinen."

„Sollte ich mich noch nicht hinlänglich gerechtfertigt haben, daß ich dem Leser so wenig von den

---

*) Geschichte und gegenwärtiger Zustand der Optik, übersetzt und vermehrt vom Hrn. Prof. Klügel, B. I. S. 5.

**) *Natural. Quaest.* L. I. c. 6. Dixi modo, fieri specula, quae multiplicent omne corpus, quod imitantur. Illud adjiciam, omnia per aquam videntibus longe esse majora. Literae quamvis minutae et obscurae, per vitream pilam majores clarioresque cernuntur. Poma formosiora, quam sint, videntur, si innatant vitro.

optischen Kenntnissen der Alten vorlege, so zweifle ich nicht, daß ich es völlig thun werde, wenn ich ihm die Ursache erzähle, die Seneca von der vergrößernden Kraft seiner Glaskugel giebt. Sie ist diese: der Gesichtsstrahl gleitet in dem Wasser ab, und kann den Gegenstand nicht festhalten: acies nostra in humido labitur, nec apprehendere, quod vult, fideliter potest."

Bald hernach setzt Priestley hinzu: „Die alten Steinschneider sollen sich gläserner, mit Wasser gefüllter Kugeln bedient haben, um sich die Figuren zu vergrößern, und feiner arbeiten zu können. Natter erzählt dies in einem Buche, das er über diese Materie geschrieben hat."

Natter aber ist weit entfernt, dies zu erzählen; er vermuthet es nur. Denn auf welches Zeugniß hätte er sich berufen können? In der Vorrede nämlich sagt er: Comme cet art est trop difficile pour qu'il puisse rien sortir d'acheve de la main d'un jeune homme, et que lorsqu'on est parvenu à l'âge le plus propre pour y exceller, la vüe commence à s'affoiblir; *il y a beaucoup d'apparence* que les anciens Artistes ont eu recours comme nous à quelques lunette ou microscope, pour suppléer à ce défaut et faciliter leur travail. Die Art, wie sie sich diese Erleichterung bewirkt haben, läßt Natter, wie man sieht, unbestimmt; und von gläsernen Kugeln, mit Wasser gefüllt, ist bei ihm die Rede nicht. Wenigstens

habe ich in seinem ganzen Buche keine hierher gehörige Stelle, außer der eben angeführten, auffinden können. Eben so wenig erwähnt auch Mariette etwas von der Art, selbst da nicht, wo er alle Werkzeuge und Geräthe, und das ganze Verfahren des Steinschneiders umständlich beschreibt. Diesem dienen auch die Vergrößerungsgläser wohl mehr nur, um den Fortgang und Erfolg seiner Arbeit von Zeit zu Zeit zu prüfen, als sich während der Arbeit selbst die Gegenstände dadurch in die Augen fallender zu machen.

So viel ich weiß, giebt es aus dem Alterthum keine Dioptrik, außer die des Hero von Alexandrien, der ungefähr anderthalb Jahrhunderte vor Christi Geburt lebte, und von dessen Katoptrik Heliodor von Larissa ein Fragment aufbehalten hat. Seine Dioptrik ist, nach Lambeck's Zeugnisse, handschriftlich in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien vorhanden, und besteht aus einigen dreißig Blättern in Quart. *) Vermuthlich dachte Lippert hieran, wenn er in der oben S. 73. ausgezogenen Stelle seiner Vorrede sagt: daß die Dioptrik bei den Alten im Gange gewesen sey, finde er nicht, oder doch nur eine kleine Muthmaßung. — Daß aber die Alten einige Wissenschaft unter dem Namen der Anaklastik gehabt hätten, davon finde auch ich nicht die mindeste Spur.

*) S. *Heilbronneri* Histor. Mathes. univers. p. 282.

Nachtrag zum fünf und vierzigsten Briefe.

Graf v. Veltheim hatte in seiner Schrift über die Reformen in der Mineralogie*) behauptet, daß Nero ein Myops, und der Smaragd, dessen er sich als Zuschauer der Fechterspiele bediente, ein hohlgeschliffener Aquamarin gewesen sey. Beides hat er in der Abhandlung über Memmons Bildsäule u. s. f.**) weiter ausgeführt. Lessing's Meinung,***) daß Nero nicht Myops, sondern Presbyt gewesen sey, war dem Verf. unerklärbar, da sich aus den von ihm angeführten Zeugnissen das Gegentheil ergiebt; er versichert jedoch, Lessing habe ihm, als er seine Gegengründe ihm anführte, wirklich gestanden, er glaube, hierin geirrt zu haben. Von dem Smaragd, womit jener Kaiser bei den Fechterspielen seiner Kurzsichtigkeit zu Hülfe kam, wird aus optischen Gründen gezeigt, daß dabei weder an einen Spiegel zu denken, noch anzunehmen sey, daß der Smaragd linsenförmig geschliffen war. Auch aus den Worten des Plinius: iidem plerumque *concavi*, ut visum colligant, ergebe sich, daß er hohl geschliffen gewesen sey. Die Gründe, woraus es wahrscheinlich wird, daß dieser Stein

---

*) Einzeln, Helmstädt 1793. 8., und im zweiten Bande der angef. Sammlung, gleich zuerst.

**) S. die angef. Samml. Bd. 2. S. 119.

***) Im 45sten Briefe.

unser Aquamarin, oder ein etwas dunkel gefärbter Beryll gewesen, sehe man in der angeführten Schrift selbst nach.

XXI.

Zum sechs und vierzigsten Briefe.

(S. 92.)

Vor dem von Lessing nach dem Plinius bemerkten Betruge bei den vorgeblichen Kameen von mehreren über einander liegenden Schichten warnt auch Mariette.*) Les pierres gravées de relief, sagt er, sont celles qui offrent plus fréquemment des occasions de faire de ces restaurations. Je l'ai déjà dit, il est rare d'en trouver de bien entières; mais il ne l'est pas moins d'en rencontrer, qui remplissent toutes les conditions qu'exige un Camée parfait. Une de principales, c'est que les couleurs soient distinctes; que celle qui peint un objet, ne s'étende point sur l'objet voisin, et qu'il n'y ait dans cette distribution des couleurs aucune confusion. Il faut de plus s'assurer, si la couleur qui sert de fond, est véritablement celle de l'Agathe. Il se fait sur cela bien de supercheries. J'ai vû des Camées dont le champ étoit peint artificiellement,

*) Traité des pierres gravées, T. I. p. 98.

et d'autres qui étant considérablement amincis, n'avoient de couleur, que celle que la feuille, qui étoit appliquée dessous, leur donnoit: et quiconque n'en est pas, prévenu, peut aisément s'y laisser surprendre, d'autant plus que cette couleur artificielle est ordinairement mise avec beaucoup d'art. D'autrefois les parties de relief du Camée ont été enlevées de dessus leur fond, cernées exactement tout autour, et céllées sur un nouveau fond d'Agathe; et c'est de cet façon qu'on été rétablis, même anciennement, quantité de Camées, qui étoient écornés, et qui par-là ont beaucoup perdu de leur prix. Il est aisé de discerner les Camées ainsi restaurés, lors-même qu'ils l'ont été avec le plus de soin. Car dans les Camées qui sont purs et entiers, le fond est toujours un peu inégal et un peu ondé, il n'est pas possible de l'unir davantage à l'outil; dans les autres au contraire ce même fond est très lisse, et extrêmement bien dressé, parce que l'Agathe sur laquelle on a rapporté le relief, a passé auparavant sur la roue du Lapidaire.

XXII.

Zum sieben und vierzigsten Briefe.

(S. 109.)

Obgleich Mariette*) allen erhaben oder im Relief geschnittenen Steinen den Namen der Kameen giebt; so schränkt doch auch er bald hernach diese Benennung vorzüglich auf diejenigen Steine ein, welche mehrere Farbenschichten haben. Car les Camées, sagt er, se font avec des Agathes, et si le graveur sçait profiter des différentes nuances, ainsi que des couleurs accidentelles qui sont presque toujours répandues sur ces pierres fines, il peut en faire des applications heureuses, et faire paroître la sculpture embellie de couleurs qui sembloient réservées à la peinture. C'est ce qui a été pratiqué plus d'une fois par d'excellens graveurs.

Lessing's Herleitung der Wörter *Camée* und *camayeux* aus der Zusammenziehung der beiden Wörter *gemma onychia* ist, fürchte ich, mehr sinnreich, als wahr. Die Wörter *camaeus*, *camahutus* und *camahelus*, von dergleichen Steinen gebraucht, kommen, wie du Fresne und Adelung bemerken, und jener mit Beispielen belegt, schon im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte vor.

---

*) P. 31.

Ohne hier noch mehrere, als die von Lessing angeführten, Vermuthungen Anderer, über die Herstammung dieses Wortes, herzusetzen, gedenke ich nur derjenigen, die Herr Leibmedikus Brückmann*) hat, und die mir von allen die meiste Wahrscheinlichkeit für sich zu haben scheint. Ich gebe sie hier mit seinen eigenen Worten:

„Der Graf Caylus**) behauptet, daß auch die Alten bereits in verschiedene Arten von Schnecken und Muscheln ihre Kameen geschnitten haben. Es mag dieses nun seine Richtigkeit haben oder nicht, so hat es mich doch auf die Gedanken gebracht, ob nicht das Wort *cameo* oder *camée* von *chama*, welches eine bekannte Art Muscheln bedeutet, am richtigsten abzuleiten sey.***) Einige schreiben statt *cameo*, *chameo*, oder *chamaeo*; und es ist bekannt, daß man nicht selten die Muscheln, die die Alten und Neueren *chamas* nennen, erhaben geschnitten antrifft. Dergleichen geschnittene Muscheln und Schnecken, am mehresten deren Abschnitte oder Stücke, gleichen wegen ihrer abwechselnden, rothen, grauen, bläulichen, schwärzlichen, braunen und

---

*) Beiträge zu der Abhandlung von Edelsteinen, S. 153.

**) Recueil d'Antiquités, T. I. p. 26.

***) Die deutsche Benennung ist Gienmuschel. Man vergl. Schmiedlin's Catholikon, B. II. S. 46, wo camées durch Ringe aus Gienmuscheln, mit ausgeschnittenen oder eingegrabenen Figuren, erklärt werden. E.

gelblichen Farben, den verschiedenen mit anderen Steinen verbundenen Onyxarten oft so sehr, daß man dann und wann Mühe hat, solch eine geschnittene Muschel- oder Schneckenschale, wenn sie als ein Ringstein, oder sonst, geschnitten und polirt ist, von einem ächten geschnittenen Onyx zu unterscheiden; so, daß man oft den besten Schiedsrichter, die Feile, zu Hülfe nehmen muß. Es ist bekannt, daß man dergleichen Muschel- und Schneckenarten jederzeit erhaben geschnitten antrifft; und es ist mir daher sehr wahrscheinlich, daß nachher auch die erhaben geschnittenen Onyxarten und andere Steine *chamaei*, *chamées* oder *camei* und *camées*, sind genannt worden. Die Franzosen pflegen fast jederzeit, wenn von diesen Muscheln die Rede ist, *camé* statt *chama* zu schreiben, u. s. f."

Eben diese, hier so einfach und anmaßungslos vorgetragene Vermuthung hat unlängst ein Ungenannter*) als ganz neu und unerhört, und mit einem bis zur Abgeschmacktheit gekünstelten und verschwendeten Wortaufwande, wieder vorgetragen. Ihn veranlaßte dazu die schon von Brydone gegebene, auch von Herrn Brückmann erwähnte Nachricht, die er in Houel's malerischer Reise nach Sicilien fand, daß zu Trapani in Sicilien dergleichen in der Nähe gefundene Muscheln vorzüglich

*) Meusel's Museum für Künstler und für Kunstliebhaber, S. XIII und XIV.

geschickt, erhaben geschnittenen Steinen gleich, verarbeitet werden. Vielleicht also, daß man ähnlichen Arbeiten zu Steinen schon deßwegen den Namen der Muscheln selbst gab, noch ehe man die Muscheln künstlich bearbeitete; *) weil dazu schon die zwei abstechenden Farben dieser letztern Anlaß geben konnten. Und dies würde denn auch mit Lessing's Behauptung zusammenstimmen, daß nicht in der erhobenen Arbeit, sondern in der Verschiedenheit der Farbenschichten, der wesentliche Charakter der Kameen zu suchen sey.

Es käme nur noch darauf an, den ältesten Nachrichten von dieser Art Muscheln und dem ersten Gebrauch ihres Namens auf die Spur zu kommen, um zu sehen, ob dieser letztere früh genug da gewesen sey, um die analogische Benennung der ihnen ähnlichen Edelsteine zu veranlassen.

Nachtrag zum sieben und vierzigsten Briefe.

Über die Entstehung des Wortes Kamee stellte neulich Prof. Fiorillo eine neue Untersuchung

---

*) Über diese Arbeit vergl. *Mariette* Tr. d. p. gr. T. I. p. 91. s. 189. Lorsqu'on veut rendre le travail des camées, on a recours à de petites coquilles de mer appellées Porcelaines, ou à celles qui portent le nom de *Chames*: ces dernières sont du genre de Bivalves.

an.*) Wie sehr verschieden und verstümmelt dieses Wort in mehreren Sprachen geschrieben sey, sieht man aus den auch von ihm aus dem du Fresne und Anderen gesammelten Beispielen. Die Meinungen über die Ableitung desselben sind, wie bekannt, fast eben so mannigfaltig. Mit Lessing's Vermuthung, daß es, besonders in der Form von *Gemmahuja*, aus *gemma onychia* entstanden seyn könne, stimmt Hrn. Fiorillo's Meinung zum Theil überein; außer daß ihm das erste dieser beiden Wörter genügt. „Ich wage," sagt er, „die Vermuthung, daß *cameus* aus dem Worte *gemma* entstanden sey. Die Buchstaben C, K und G werden in dem Latein des Mittelalters oft verwechselt; und in einer Stelle beim Carpentier heißt der Kamee sogar *Gamau*. Auch findet man *Jamme* für *gemma* in den Provenzalischen Dichtern. Diese Etymologie wird sich den Sprachforschern vielleicht mehr als die anderen empfehlen, bei denen man zu den orientalischen Sprachen seine Zuflucht nehmen muß." — Aus zwei Stellen beim Vasari macht Hr. Fiorillo es wahrscheinlich, daß die Italiener anfänglich die zweifarbige Steinart, aber nicht die Arbeit, *Cameo* genannt haben, jene mochte vertieft oder erhöhet bearbeitet seyn; und erst nachher sey der Name bloß den Steinen mit erhobener Arbeit ausschließlich gegeben worden.

---

*) Kleine Schriften artistischen Inhalts, Bd. 2. S. 351.

XXIII.

Zum acht und vierzigsten Briefe.

(S. 143.)

Über den Sardonyx vergleiche man die Bemerkungen des Herrn Leibmedikus Brückmann,*) um zu sehen, wie abweichend die Angaben seiner Charaktere, nicht nur der Neueren von den Alten, sondern auch jener, von einander sind. Desto verzeihlicher war es, wenn Winkelmann diese Benennung brauchte, ohne dabei die Beschreibung des Plinius in Gedanken zu haben, die auf den jetzigen Sprachgebrauch ohnehin nicht ganz zutrifft. Das Braune und Bräunliche des Steins veranlaßte ihn vielleicht zur Wahl dieser Benennung. Auch Mariette**) sagt: Si c'est le rouge qui fait le fond de l'Agathe-Onyx, c'est alors une Cornaline-Onyx, et c'est une *Sardoine-Onyx*, lorsque le champ en est jaunâtre, ou encore plutôt fauve. Diesen Unterschied übrigens mißbilligt Herr Brückmann, weil die Alten das Wort Karneol nicht brauchten, und ihr Sarder mit demselben einerlei war. Mariette hatte hier aber wohl nur den neuern Sprachgebrauch im Sinne.

*) Abh. von Edelsteinen, S. 214. Beitrag, S. 18. 152.

**) p. 184.

XXIV.

Zum acht und vierzigsten Briefe.

(S. 114.)

Von dem Mohacksteine, s. Brückmann's Abh. S. 193, und Beitr. S. 142. — Gori war noch eher zu entschuldigen, als Klotz, wenn er im Lateinischen *moco* als die Benennung dieses Steins setzte, da ihn die Italiener *moccho* nennen. Auch redete er von dem orientalischen Dendrachat, der diesen besondern Namen führt, und drückte sich also bestimmter aus, als wenn er den Namen der Gattung gewählt hätte.

XXV.

Zum neun und vierzigsten Briefe.

(S. 115.)

Umständlicher sehe man hierüber Lessing's Kollektaneen, 2te Abth. (Bd. XV.) S. 123 u. f.

XXVI.

Zum neun und vierzigsten Briefe.

(S. 120.)

Wenn es mit der von du Fresne*) angeführten, aber nicht näher nachgewiesenen Stelle im Albertus Magnus seine Richtigkeit hat, so kann weder in dieser, die Stella schwerlich im Sinne hatte, *opalus* für *orphanus* gelesen werden, noch auch in der andern, von ihm gemeinten, die Vermuthung der unrichtigen Lesart gegründet seyn. Der Artikel beim du Fresne ist folgender: *ORPHANUS, Lapis pretiosus*, inquit Albertus Magnus, *qui in corona Imperatoris, non unquam alibi, visus est*, *propter quod* Orphanus *vocatur. Est autem colore quasi vinosus, subtilem habens vinositatem, et hic est sicut ad candidum nimis micans penetraret in rubeum clarum vinosum, et sit superatus ab ipso, et traditur quod aliquando in nocte fulsit: sed nunc tempore nostro non micat in tenebris.* Meminit Nicephorus Bryennius lib. I. cap. 17. πολυθρυλλήτου μαργάρου, ὃν Ὀρφανὸν κατωνόμαζον, *Margariti illius decantati*, quod in clade Romani Diogenis in Turcorum potestatem venit: cujus pretium 90 millium aureorum fuisse ait El-Macinus in Historia Sara-

---

*) *Glossar. ad Script. med. et inf. Latin. v. Orphanus.*

cenica. — Sonach schiene *orphanus* eben das bedeutet zu haben, was die Franzosen bei den Brillanten einen *Solitaire* nennen; und hiervon ist denn wohl unstreitig das deutsche Wort Wayse oder Wehse eine Übersetzung. Dies Wort scheint übrigens sehr selten vorzukommen, da es Schilter, Wachter, Haltaus und Scherz in ihren Glossarien gar nicht haben. Auch Herr Adelung hat diese Bedeutung desselben in seinem Wörterbuche ganz unberührt gelassen; und Frisch setzt es als ein eigenes Wort für sich. Ich erinnere nur noch, daß van Boot anmerkt: *) man habe im Deutschen nicht jeden Opal, sondern eigentlich nur den, welchen die Italiener *girasole* heißen, Wehse genannt; und diesen nimmt er mit *asteria* oder *astroites* für den nämlichen Stein.

Nachtrag zum neun und vierzigsten Briefe.

Wenn man auch folgende Vermuthung Hrn. Brückmann's über den Grund, warum der Opal auch *orphanus* benannt seyn soll, mehr sinnreich als wahrscheinlich finden sollte; so verdient sie hier doch wohl eine Stelle. „Sollte nicht," fragt

*) S. 192. der lateinischen Ausg. von 1636, und S. 243. der französischen von 1644.

er,*) „*orphanos* in den damaligen barbarischen Zeiten aus dem italienischen oro, oder dem französischen *or* (Gold) und dem griechischen φανός, durchscheinend, zusammengesetzt, und der schönste Opal, welcher einen Goldschein giebt, oder mit goldfarbigen Flämmchen spielt, darunter verstanden seyn? Hätte dies seine Richtigkeit, so würden die Übersetzungen des Worts *orphanos* in Waise, Weese, u. s. f. und mehr andere Erklärungen wegfallen."

*) Über den Sarder, u. s. f. S. 93.

In den aus Lessing's Papieren mitgetheilten kurzen Entwürfen der Fortsetzung dieser antiquarischen Briefe ließen sich der Zusätze eine Menge liefern. Aber ich würde hier theils dasjenige wiederholen müssen, was sich Lessing selbst schon in seinen Kollektaneen dazu gesammelt hatte, worauf er so oft in jenen Entwürfen verweiset, und die ich dabei oben schon, nach der gedruckten Ausgabe, nachgewiesen habe; theils halte ich es für besser, die Streitigkeiten, worauf sich diese Briefe beziehen sollten, jetzt nicht wieder zu erneuern, da sie zum Theil vergessen, und durch die Stimme des Publikums längst zu Lessing's Vortheil entschieden sind. Also nur noch ein Paar kurze Erinnerungen.

1.

In dem neun und funfzigsten Briefe wollte Lessing von seinen zwei noch nicht bekannten Steinen, mit *EP.* und *ΑΝΤΗΡΟΣ* bezeichnet, reden.

Die beiden ersteren griechischen Buchstaben stehen auf der Figur eines Stiers, in einen Chalcedon oder weißen Karneol geschnitten, die auch auf der zweiten Kupfertafel zu Seite 38. dieses Bandes abgebildet ist. Was Lessing darüber sagen wollte, hatte er sich, der Hauptsache nach, in seinen Kollektaneen angemerkt, die man

darüber nachsehen kann. *) Der Meinung, daß die Buchstaben römisch sind, und der Stein nach einer Münze von Epirus geschnitten sey, ist auch der Recensent der Kollektaneen in den Göttingischen Anzeigen. **)

Ebendaselbst ***) nahm sich Lessing vor, einen unbekannten Stein, mit der Inschrift Anteros, im dritten Theile der antiquarischen Briefe bekannt zu machen, und setzte einige Zweifel über die Deutung der auf diesem Steine befindlichen Figuren hinzu. Ich konnte damals nichts weiter darüber sagen, weil mir der Stein fremd war, den auch Lessing als noch unbekannt angab. Bald aber nach dem Abdrucke der Kollektaneen überraschte mich mein verehrungswürdiger Freund, Herr Leibmedikus Brückmann, mit der Vorzeigung der, in einen Ring gefaßten, Gemme selbst, die nach Lessing's Tode in seine Sammlung gekommen war. Und nicht lange hernach übersandte mir Herr Nicolai, da er mir den Antrag zu dieser neuen Ausgabe der antiquarischen Briefe machte, einen Abdruck der hier beigefügten Kupfertafel, die schon im Jahre 1769 zu dem dritten Theile dieser Briefe vorläufig gestochen war.

---

*) 1ste Abth. (Bd. XIV.) S. 71.

**) Vom Jahr 1791, St. 74. — In Herrn Raspe's sogleich anzuführendem Verzeichnisse steht dieser Stein unter der Klasse der Dionysischen Stiere, N. 1303.

***) A discriptive Catalogue of a general Collection of ancient and modern engraved Gems, etc. Lond. 1791. 2 Voll. 4. p. 94.

Man sieht hier zur Rechten vor einem Baume einen runden Altar, oder eine kleine Säule, worauf ein Storch, oder ein Ibis, mit dem Einen Beine steht, indem er das andere mit ausgespreiteten Klauen über die Spitze eines auf der Erde empor stehenden Schwertes hält, um es, wie es scheint, zu schützen. Über dem Schwerte steht ein Stern. Weiter links ein Adler mit einem langen Stabe oder Spieße, auf dessen Spitze das steckt, worüber Lessing mit Recht zweifelhaft ist, was es eigentlich vorstellen solle. Ein Delphin ist es schwerlich; eher noch ein halb umgekehrter Helm, aus dem eine Schnecke hervorkriecht. Der Adler hat seinen Kopf hinter sich, dem Storche zu, gekehrt. Endlich noch linker Hand eine Säule, und auf derselben ein Krug, oder ein Opfergefäß, mit einer, dem Adler zugekehrten, Handhabe.

In Herrn Raspe's schätzbarem Verzeichnisse von Tassie's Pastensammlung findet sich dieser nämliche Stein Nr. 1041, mit folgender Beschreibung: „Ein Adler, der in Einer seiner Klauen eine Lanze hält, auf welcher eine Schnecke und eine Schlange stecken. Auf der einen Seite ist eine Säule mit einem Gefäß, und auf der andern ein entblößtes Schwert, ein Altar mit einem Storch, und ein Baum. Unten, *ANTHPΩ.*" — Auf der zwanzigsten Kupfertafel ist eine Abbildung dieses Steins befindlich, in der aber die Darstellung dessen, was auf dem Spieße steckt, ganz verfehlt ist, und einer Katze völlig ähnlich sieht. Aus dem Baume ist hier ein schwebender Zweig geworden. Übrigens wird hier weder

die Materie der Gemme, noch die Sammlung, woraus sie genommen ist, angezeigt; die Paste wurde also vermuthlich nach einer andern Kopie verfertigt.

Die Vorfindung dieser abgebildeten Paste in der gedachten Sammlung brachte mich indeß natürlicher Weise auf die Vermuthung, daß diese Gemme doch wohl so ganz fremd und unbekannt nicht seyn möchte, und daß sie vielleicht schon in irgend einer durch Kupfertafeln und Beschreibungen erläuterten Sammlung befindlich sey. Glücklicher Weise fiel ich gleich auf diejenige, in der ich sie wirklich fand. Wegen des auf dieser Gemme befindlichen Sterns schlug ich nämlich den von Gori und Passeri herausgegebenen Thesaurus bestirnter Gemmen nach,*) und fand die Abbildung der gegenwärtigen auf der 141sten Kupfertafel. Sie hat die Überschrift: *Monstrum chimaericum;* und unten steht: *Ex ectypo Musei V. C. Francisci Comm. Victorii.* Sie befand sich also, aber, wie es scheint, auch nur in einer Paste, in der Sammlung eben des Vettori, dem Lessing in seinen Kollektaneen einen so ausführlichen Artikel widmete, und dessen glyptographische Abhandlung er einer so vorzüglichen Aufmerksamkeit würdigte.

Neugierig war ich nun auf die Erklärung des Passeri über die auf diesem Steine befindliche Vorstellung, ob mich gleich die von ihm gewählte Über-

*) Thesaurus Gemmarum antiquarum Astriferarum; interprete *Joh. Bapt. Passerio;* cura et studio *Ant. Franc. Gorii.* Flor. 1750. 3 Vol. fol. min.

schrift, *Monstrum chimaericum*, wenig Befriedigung hoffen ließ. Er sagt geradezu, daß diese Gemme unter die chimärischen Seltsamkeiten zu zählen sey, weil auf ihr ein Adler und der Vogel Ibis etwas thun, was über ihre Naturkräfte hinausgeht: galeam hastae subfixam, et gladium stringunt. Was auf dem Spieße steckt, konnte er schlechthin für einen Helm erklären; denn es hat auf der hier gegebenen Abbildung völlig die Gestalt eines Helms, an dem sich auch nichts Schneckenähnliches befindet, und der hier auch eine ganz verschiedene Lage hat. Am längsten verweilt er sich bei der Inschrift Anteros, wovon hernach; und hält das Ganze für ein *amuletum amatorium*. Bei der weit hergeholten Gelehrsamkeit, die er, nach der Sitte italienischer Antiquare, zur Erläuterung der Figuren beibringt, mag ich mich nicht aufhalten. Es wird gerade nichts dadurch erläutert; und Passeri selbst erklärt am Ende alles für bloße Muthmaßungen, weil Gemmen dieser Art, die von den gewöhnlichen mythischen Grundsätzen abweichen, schwer zu erklären sind. Er schließt mit der sehr wahren Bemerkung: Latent etiam quandoque in hisce scalpturis meri artificum lusus atque loci, seu etiam scommata, quae olim nota, nunc penitus ignorantur: quod adnotasse non pigebit, ne in hisce operibus, adeo a communi veterum mente atque stilo recedentibus, operam proteramus.

Dieser guten Lehre will ich denn auch hier folgen, und Anderen die Deutung des Subjects die-

ser Gemme gern überlassen. Nur noch ein Paar Worte über seine Inschrift.

In den Kollektaneen*) setzte Lessing zu dem Artikel Anteros: „Soll der Name eines alten Steinschneiders seyn." Und, wie sein Bruder, Herr Münzdirector Lessing, auf einem Abdrucke des hier beigefügten Kupfers aus einem Briefe von Hrn. Lessing an Hrn. Nicolai anmerkt, wollte Lessing im dritten Theile seiner antiquarischen Briefe erweisen, daß es gar keinen solchen Künstler gegeben habe, und *Αντηρως* ganz etwas anderes bedeute. Wenn er hingegen in einem von den hinterlassenen kleineren Fragmenten artistischen Inhalts**) die Stelle aus dem Montfaucon anführt, worin derselbe bei einem andern mit diesem Namen bezeichneten Steine, zuerst vermuthet, es sey hier der Gott der Gegenliebe, Anteros, gemeint, und hernach die Meinung Anderer anführt, daß es vielmehr der Name des Künstlers sey; so setzt er hinzu: „Und so ist es auch; denn Stosch führt einen andern geschnittenen Stein mit diesem Worte an."

Dies letztere hat nun zwar nicht ganz seine Richtigkeit; denn Stosch***) gedenkt zwar eines ähnlichen Steins, setzt aber ausdrücklich hinzu, daß darauf gar kein Künstlername befindlich sey. So

*) 1ste Abth. (Bd. XIV.) S. 71.

**) Sämmtliche Schr. Bd. III. dieser Ausgabe, S. 60.

***) Gemm. Ant. Col. n. IX. p. 10.

viel sieht man indeß, daß Lessing über diesen Umstand noch zweifelhaft war.

Passeri ist es gleichfalls;*) aber doch neigt er sich mehr zu der Meinung, daß hier der Gott Anteros gemeint sey, über den er nun allerlei zu commentiren Gelegenheit findet. Ich selbst fand diese Vermuthung wahrscheinlich;**) und sie wurde es mir noch mehr, als ich in Hrn. Raspe's Verzeichnisse ein Paar Gemmen mit dem Worte Eros bezeichnet fand, von dem es wohl noch zweifelhafter ist, ob darunter ein Künstler zu verstehen sey. Was wäre nun natürlicher gewesen, als das Geschenk eines mit dem Namen des Gottes der Liebe bezeichneten Steines oder Ringes mit einem andern zu erwiedern, der den Namen des Gottes der Gegenliebe zur Inschrift gehabt hätte? Bei dem Steine des Stosch, dem Herkulus Buphagus, ist hingegen die Inschrift *ΑΝΤΕΡΩΤΟϹ*, schon des Genitivs wegen, eher für den Namen eines Künstlers zu nehmen, und vielleicht daraus nichts auf die Inschrift unseres Steins zu folgern.***) Doch, ich wage nichts zu entscheiden.

---

*) l. c. T. II. p. 173.

**) S. Kollektaneen, 1ste Abth. (Bd. XIV.) S. 222 u. f.

***) Aus der verfehlten Orthographie in ἀντηρως, die auf der andern Gemme richtig ist, läßt sich auch wohl nichts schließen. Man weiß, daß dergleichen Fehler auf alten Inschriften jeder Art nicht selten sind.

2.

Im vier und siebzigsten, und den beiden folgenden Briefen war Lessing Willens, sich mit dem Verfasser der litterarischen Briefe, einem zweiten Verfechter von Klotz, einzulassen. Von diesen Briefen sind zu Altenburg 1769 bis 1774 drei Pakete erschienen, die sehr vermischten Inhalts sind, und jetzt wohl größtentheils in Makulatur-Pakete verpackt seyn mögen. Ich lasse es dahin gestellt seyn, ob der nachmalige, jetzt verstorbene Etats-Rath Herr von Schirach — damals noch Herr Schirach *tout court* — ihr Verfasser gewesen sey, oder nicht. In Meusel's gelehrtem Deutschlande werden sie ihm wenigstens beigelegt. Die vier letzten Briefe des ersten Pakets betreffen den Streit zwischen Lessing und Klotz; und es ist freilich sonderbar genug, daß dieser Briefsteller denselben auf drei Hauptpunkte zurückführt: auf die Homerische Nachahmung bei den alten Künstlern — auf die Bildung der Furien — und auf die Frage von der Perspektive der Alten. Es war mein Vorsatz, mich wider die in diesen Briefen gemachten neuen Vorwürfe in neue Erörterungen und Rechtfertigungen der Lessingischen Behauptungen einzulassen. Aber indem ich sie in dieser Absicht wieder durchlese, finde ich alles, des siegreichen und höhnischen Tons ungeachtet, so oberflächlich und so leicht widerlegbar, daß ich es für reinen Zeitverlust halten würde, mich dieser Mühe zu unterziehen.

Zusätze
zu der
Abhandlung
vom
Alter der Ölmalerei,
von
Johann Joachim Eschenburg.

I.

Wenn gleich der Nachtrag, den ich hier zu der (im vierten Bande dieser Sammlung) befindlichen Abhandlung vom Alter der Ölmalerei liefere, mehr historisch, als kritisch ausfallen, und die noch immer streitige Frage über die eigentliche Erfindung derselben zu keiner völligen Entscheidung bringen wird; so darf ich doch vermuthen, daß es den Lesern dieser Schriften angenehm seyn werde, die weitern Fortschritte dieser Untersuchung, die zum Theil durch die Lessingische Schrift veranlaßt wurden, übersehen zu können, und dadurch die Frage selbst ihrer Entscheidung wenigstens näher gebracht zu finden. Völlig entscheiden möchte sie sich wohl so leicht nicht lassen; und auch hier werden die ersten Anlässe und die vorbereitenden sowohl, als die begleitenden Umstände dieser Erfindung, wie so mancher andern, wohl im Dunkeln bleiben. So viel aber wird am Ende aus allem erhellen, daß die Beimischung des Öls zur Bereitung der Farben weit früher bekannt gewesen ist, als man davon nicht zum bloßen Anstreichen, sondern zur Verfertigung eigentlicher Kunstgemälde, und zur Bewirkung ihrer größern Vollkommenheit, Gebrauch machte. Die Einführung dieses letztern Gebrauchs dem Johann van Eyck abzusprechen, hat man immer

noch zu wenig Grund. Die Gemeinmachung desselben scheint vielmehr ihm und seinem Zeitalter um so gewisser zu gehören, da dieses in der Geschichte der Malerei eine so merkwürdige Epoche macht, und sich erst von diesem Zeitalter die schnellen Fortschritte der Kunst, und die edelsten Arten ihrer Anwendung, anheben.

Die erste nähere Prüfung dieses Gegenstandes, wozu Lessing's Schrift unmittelbar Gelegenheit gab, sind, so viel ich weiß, des Herrn von Murr Beiträge zur Geschichte der Ölmalerei.*) Gleich zu Anfange derselben gedenkt er der von Lessing entdeckten Handschriften des Theophilus Presbyter, den er aber nicht für einen deutschen Mönch, noch mit dem Tutilo im neunten Jahrhundert für Eine Person, sondern für einen Mönch von griechischer Herkunft hält, der in Italien sey geboren und erzogen worden.**) Auch hält Herr v. Murr sich überzeugt, daß vor Johann van

---

*) In seinem Journale zur Kunstgeschichte und zur allgemeinen Litteratur, Th. I. (Nürnberg 1775. 8.) S. 17 f.

**) Herr Breitkopf schrieb mir indeß vor einigen Jahren, er habe bei Gelegenheit seiner Untersuchungen vom Ursprunge der Holzschneiderei dies Werk mit genutzt, und sich genauer um diesen Theophilus bekümmert. Hierbei glaube er so viele Merkmale gefunden zu haben, daß Lessing's Meinung wohl ihre Richtigkeit habe.

Eyck bereits in Italien Versuche, mit Ölfarben zu malen, gemacht worden, die man aber äußerst geheim gehalten habe. Man behaupte, daß in Neapel schon im Jahr 1300 mit Öl sey gemalt worden. Aus des Bernardo de' Domenici Lebensbeschreibungen der dortigen Maler, Bildhauer und Baukünstler führt er eine dahin gehörige Stelle an, worin dieser sich auf das Zeugniß einer Handschrift des Cavaliere Massimo Stanzioni beruft, und wo die Reise des Antonello von Messina nach Flandern zum Johann van Eyck, die Lessing bezweifelt, schlechthin geleugnet wird. Hierin aber geht Stanzioni, nach des Herrn v. Murr Urtheile, zu weit; und es sind ihm — wie es scheint, mit Recht — alle die Maler verdächtig, die zu den Zeiten des Johann van Eyck lebten, und doch vor ihm, oder wenigstens aus ihrer eigenen Erfahrung, die Ölmalerei gekannt haben sollen. Dies gilt sowohl vom Colantonio da Fiore in Neapel, als vom Lippo Dalmasio in Bologna. Vom Antonello da Messina, der zu Venedig zuerst mit Ölfarben gemalt haben soll, sagt nicht nur Vasari, sondern auch Ridorfi, der Graf Salvarolo und Weyermann, daß er diese Kunst in Flandern von Johann van Eyck gelernt habe. Daß dem Antonello die von Lessing erwähnte Grabschrift wirklich gesetzt worden sey, leidet wohl keinen Zweifel; und vermuthlich hat sie Vasari, der oft in Venedig war, selbst abgeschrieben. Jetzt aber findet sie sich

nicht mehr. Herr v. Murr vermuthet, daß Antonello in San Cassiano begraben, und sein Grabmal durch nachherige Veränderung der Kirche verschüttet sey. — Übrigens ist die Ausgabe des Vasari von 1578 nicht, wie Lessing meint, die erste, die er selbst besorgte; sondern diese erschien schon im Jahr 1550 in zwei Octavbänden. Herr v. Murr macht S. 30. einen Versuch, die Epoche der alten Ölmalerei, wie sie von Johann van Eyck mehreren italienischen und niederländischen Künstlern zunächst bekannt wurde, chronologisch zu ordnen. — In Deutschland giebt es zwar viele alte Ölgemälde; aber ihre frühere Verfertigung läßt sich nicht beweisen. Die von Keyßler aus dem Praumischen Kabinette in Nürnberg, als mit der Jahrzahl 1318 versehen, angeführte, in Öl gemalte, Tafel ist, nach des Hrn. v. Murr Meinung, unstreitig aus dem funfzehnten Jahrhundert; und die Jahrzahl, die 1518 heißt, gehört gar nicht zu dem Gemälde. — Bei Weyermann steht die Nachricht von Johann van Eyck, der Hauptsache nach, eben so, wie bei van Mander. Van Goel und Gerard Hoet haben hierüber nichts; noch weniger Houbraken, der den van Mander fortsetzte, dessen Werk nicht, wie Lessing meint, durch ihn neu herausgegeben ist. Die Stelle des Descamps darüber hat Herr v. Murr der Länge nach abdrucken lassen. Sie ist bloße Wiederholung des gewöhnlichen Berichts, nur im Vortrage etwas aufgeschmückt

und erweitert. Das Resultat von den Untersuchungen des Hrn. v. Murr ist folgendes: „Es dünkt mich sehr unbillig zu seyn, einem Künstler, den alle Maler seiner Zeit verehrten, weil er ein Geheimniß besaß, das sie nicht wußten, das Verdienst der Erfindung der Ölmalerei abzusprechen, die doch in ganz Italien damals so neu, so erwünscht war. Kurz, vor van Eyck malte man zwar in Öl, aber ohne Geschicklichkeit. Man ließ wieder davon ab, weil viele andere Hindernisse sich dabei ereigneten. Johann aber überwand sie alle, und wurde der Lehrer der welschen Koloristen."

Herr von Murr vermuthet, daß sich in einigen älteren flandrischen Chroniken, und ähnlichen historischen Werken doch wohl eine Erwähnung von der dem van Eyck zugeschriebenen Entdeckung finden müsse. Die *Annales de Flandes* des Emanuel Sueyro habe ich vor mir; und es wird in ihnen allerdings dieses Umstandes gedacht.*) Aber Sueyro

*) T. II. p. 88. (Anvers 1624. Fol.) Florecian en la ciudad de Brujas *Juan y Huberto van Eycke* hermanos, pintores y artifices insignes, que, segun la opinion de algunos, nascieron en Mas-eyck, lugar pequeño a la orilla de la Mosa y de la jurisdicion de Lieja. Halló el Juan el modo de defender la pintura de las injurias del tiempo, mezclando los colores con el azeyte ò olio sacado de las simientes del lino, invencion rara y que se comunicò despues à otras naciones, siendo el primero *Antonello de Messina* Siciliano (el qual se hallò en aquel

ist ein zu neuer Schriftsteller, der erst im Jahre 1629 starb. Er gehört also in die Reihe derer, von denen Lessing es zugiebt, daß ihrer fast keiner diese Anekdote übergangen habe. Die übrigen historischen Werke, welche Herr v. Murr als solche nennt, in denen vielleicht näherer Aufschluß über diese Sache zu finden seyn möchte, befinden sich sämmtlich in der Herzogl. Wolfenbüttelschen Bibliothek. Aber der würdige Aufseher derselben, der sich der freundschaftlichen Bemühung, sie nachzusehen, auf meine Bitte unterzog, versichert mich, daß von

---

tiempo en Brujas), que enseñò en Italia la forma à *Dominico* Veneto y otros pintores de aquella Region, donde como en todas fue celebrado el nombre de *Juan van Eyck* honrado sus obras el Rey *Alfonso* de Napoles, *Frederico* el segundo Duque de Urbino, *Lorenço de Medicis*, y otros Principes, favoreciòle mucho *Phelipe* Conde de *Charelois*, hijo del Intrepido, y conociendo las prendas del hombre, y su grande entendimiento, le recibiò entre sus consejeros, estimando su parecer y compañia. Vee se aun en la Iglesia de S. Juan de Gante el retablo de las fiete obras di misericordia con las effigies de Adam y Eva en los lados, de que el Señor Rey Don Phelipe Segundo de gloriosa e immortal memoria mandò sacar y llevar à España la copia hecha por *Miguel Coxie:* està en la capilla real de Madrid. Creese que fue el original commençado por el *Huberto*, y que por su muerte le acabò *Juan van Eyck*, que muriò en Brujas, dò le enterraron en la Iglesia de S. Donaciano.

Johann van Eyck, und überhaupt von Kunst und Litteratur, in keinem derselben das Mindeste anzutreffen sey, und setzt hinzu, er habe schon ehedem über diesen Gegenstand Untersuchungen, jedoch vergeblich, angestellt.

Bisher also ist Lessing's Behauptung, daß vor dem Vasari kein Schriftsteller der Entdeckung des van Eyck erwähne, noch nicht widerlegt; und es verdient gar sehr die Aufmerksamkeit der Kunstgelehrten, diesen Umstand, wo möglich, noch mehr aufzuklären.

II.

Lessing's Auffindung der Handschrift des Theophilus, und seine dadurch veranlaßten Untersuchungen blieben auch in Italien nicht unbekannt. Im zweiten Bande der *Antologia Romana* vom Jahre 1775 *) erschien ein ziemlich weitläuftiger, und mit Einsicht entworfener Auszug seiner Abhandlung, und ihres wesentlichsten Inhalts. Eigene, dadurch veranlaßte, Bemerkungen enthält aber dieser Auszug nicht; nur, daß sich der Verfasser am Schlusse desselben noch den Fall als möglich denkt, daß die Ölmalerei zwar zu den Zeiten des Theophilus bekannt gewesen, hernach aber in jenen Jahrhunderten der Barbarei in Vergessenheit gerathen, und durch van Eyck aufs neue wieder erfunden sey. Auch erinnert er in Ansehung des

*) Roma 1776. 4. No. VII. p. 49 s.

Vasari, daß man sich in den Angaben der Zeitpunkte nicht sonderlich auf ihn verlassen könne, weil er hierin manche Fehler begangen habe, worunter der größte ohne Zweifel der sey, daß er dem Cimabue die Wiederherstellung der Malerei beilege, da es doch in einer Kirche zu Siena ein Gemälde des Giulio da Siena gebe, der lange vor dem Cimabue gelebt habe, mit der Aufschrift: *Julius de Senis diebus pinxit amenis.* Wider diesen Vorwurf ließe sich indeß Vasari leicht rechtfertigen; denn dadurch, daß Cimabue durch seine bekannten eigenthümlichen Verdienste und Bemühungen in der Kunst Epoche macht, wird nicht geleugnet, daß es schon vor ihm Maler in Italien gegeben habe.

Übrigens will ich hier das nicht wiederholen, was Lessing selbst von den Ansprüchen der Italiener auf die Erfindung der Ölmalerei beigebracht hat; sondern nur das noch hierher setzen, was sich darüber in den Zusätzen des Mongitore zu der *Sicilia Inventrice* des Auria findet, da Lessing S. 343. bedauerte, dies Werk nicht nutzen zu können. Es enthält aber diese, in gedachtem Werke S. 250. befindliche Stelle nichts mehr, als was Lessing darin vermuthete, und was er schon in der *Raccolta d'Opuscoli* u. s. f. angeführt fand:

Molti autori attribuiscono la gloria di quest' invenzione ad *Antonello degli Antonii*, detto altrimente *Antonello da Messina*, celebre pittore Messinese. Cf. *Bonfiglio*, Messina, lib. 7. fol. 59.

Saavedra, Rep. Hiterar. f. 8. Altri però scrivono, che fosse stato inventore del colorito ad oglio *Giovanni da Bruggia*, in Fiandra, di cui portate alcune tavole in Italia, vedute da Antonello da Messina, d'un subito accesso del desiderio di apprendere quel suo colorito, si trafferi in Fiandra, e da esso ebbe quell' invenzione, che dopo la morte di Giovanni da Bruggia trafferi in Italia, e fermatosi in Venezia, l'insegnò a *Domenico* Veneziano, e da esso l'ebbero altri. Così scrive *Vasari*, Vite de' Pitt. f. 85., e f. 379 s. Così pur si legge nel suo Epitafio in Venezia dal Vasari: *Coloribus oleo miscendis splendorem et perpetuitatem primus Italiae picturae contulit.* Qual opinione è seguita dal nostro *Auria* nel *Gagino Redivivo*, cap. 4. f. 15.

III.

Sieben Jahre nach der Bekanntmachung der Lessingischen Schrift vom Alter der Ölmalerei, erschien zu London ein kritischer Versuch des Herrn Raspe über eben diesen Gegenstand.*) Offen-

*) A critical Essay on Oil-Painting, proving, that the Art of painting in Oil was known before the pretended Discovery by *John* and *Hubert van Eyck*; to which are added *Theophilus de arte pingendi*, *Eraclius de artibus Romanorum*, and a Review of *Farinator's Lumen animae*, by *R. E. RASPE*. London 1781. 4.

bar ist derselbe nicht nur durch jene Schrift veranlaßt, sondern auch so ganz und durchgehends auf sie gegründet, daß er an mehreren Stellen, und in Ansehung der vornehmsten Beweisgründe für das höhere Alter dieser Erfindung, fast wörtlich nur aus ihr genommen und übersetzt ist. Um sich von dem ganzen Inhalte und dem Werthe dieses kritischen Versuchs einen Begriff zu machen, verweise ich den Leser auf die ausführliche und überaus gründliche Beurtheilung desselben in der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften, *) die mich eines völligen Auszugs überhebt, und schränke mich auf die bloße Anführung einiger Umstände ein, die zur nähern Erörterung der Hauptfrage beitragen können.

Was Herr Raspe, S. 21 bis 35, über verschiedene Spuren von dem Gebrauche des Öls in der Malerei der Alten und der Neueren vor der angeblichen Zeit der Erfindung der Ölmalerei vorträgt, läuft, seiner eigenen Aufzählung nach, vornehmlich auf folgende Umstände hinaus: Die Alten waren schon mit dem weißen Kalk- oder Kreidegrunde bekannt, dessen sich die neueren Meister zu Ölgemälden auf Holz bedienten; und hieraus folgt freilich nicht mehr, als daß sie vielleicht auf den nämlichen Grund auch die nämlichen Farben getragen haben. Die Ölfirnisse, deren sich die Ägypter und Apelles, nach Herrn Raspe's Voraussetzung, be-

*) B. XXVII. St. 2. S. 209.

dienten, hätten sie auf die Erfindung der Ölfarben leiten können. Da sich aber weder aus den von Herrn Raspe untersuchten ägyptischen Mumien, noch aus einer von ihm angeführten und erläuterten Stelle des ältern Plinius,*) schließen läßt, daß sie auch ihre Farben mit diesem Firniß bereitet und gemischt hätten, und da es vielmehr offenbar ist, daß dieser Firniß nur äußerlich auf die schon fertigen Gemälde aufgetragen wurde: so läßt sich auch hieraus nichts weiter folgern, als daß die Alten der Erfindung sehr nahe waren, und daß es zu verwundern ist, wie sie nicht auf dieselbe gerathen sind. Die Außenlinien und Umrisse der alten griechischen und hetrurischen Gefäße geben bloß einen zweifelhaften und trüglichen Anschein zu dieser Voraussetzung. Die alten griechischen und römischen Gemälde auf den Wänden und auf Stein wurden entweder auf nassen Kalk gemalt, oder sind noch nicht hinlänglich untersucht worden. Das Öl, dessen man sich bei der gröbern Wachs- und Wandmalerei, oder zum bloßen Anstreichen, bediente, beweist höchstens nur, daß man Versuche mit Ölfarben gemacht habe; und so haben wir wenigstens keine directen Beweise, daß die Ölmalerei den Ägyptern, Griechen und Römern bei ihren eigentlichen Gemälden wirklich bekannt gewesen sey. Aus ihrem großen Scharfsinne, und aus der Einfachheit der

*) L. XXXV. c. 10.

Erfindung selbst, läßt sich durchaus nichts Gewisses schließen.

Herr Raspe wendet sich also zu den Neueren, und gründet seine Beweise, daß diese schon frühzeitig mit dem Gebrauche der Ölfarben bekannt gewesen sind, auf die handschriftlichen Werke des Theophilus und Eraklius. Von dem erstern gedenkt er der drei schon von Lessing angeführten Handschriften, und setzt dann noch die Beschreibung einer vierten hinzu, die er auf der Universitätsbibliothek zu Cambridge fand, und ins dreizehnte Jahrhundert setzt, deren Gebrauch ihm aber nicht gestattet wurde. Sie ist indeß nicht vollständig, sondern enthält nur das erste Buch des Theophilus. Eine fünfte Abschrift findet sich gleichfalls zu Cambridge in dem Trinity-College, unter der Angabe: *Theophilus Monachus de omni scientia artis pingendi*, wobei angeblich noch *Gratsius de artibus Romanorum* angebunden ist, das aber zu Hrn. Raspe's großer Freude, keine andere, als die längst von ihm gesuchte Schrift des Eraklius war. — Von dem Theophilus enthält diese Handschrift noch weniger, als die vierte: nur die ersten 28 Kapitel des ersten Buchs. Herr Raspe hat dies Stück hier aus jener letztern Handschrift abdrucken lassen; aber sehr fehlerhaft, sowohl in Ansehung der Rechtschreibung, als der Unterscheidungszeichen.

Die Schrift des Eraklins *de artibus Romanorum* befindet sich auch in der Königl. Bibliothek

zu Paris in eben dem Codex, worin die vom Theophilus befindlich ist. Lessing, der sie bloß aus der Nachweisung des Catalogs kannte, wurde schon auf ihre Überschrift sehr aufmerksam, und versprach sich viel Neues und Interessantes davon.*) Diese Erwartung erfüllt die Schrift selbst, die Herr Raspe zuerst hier abdrucken ließ, nun freilich bei weitem nicht.

Wer dieser Eraklius gewesen sey, und wo und wann er gelebt habe, darüber läßt sich bis jetzt nichts Gewisses sagen. Gesner, Simler, Montfaucon, Fabricius**) und andere Bibliographen, schweigen ganz von ihm. Daraus, daß er in der Überschrift seines Werkchens *vir sapientissimus* heißt, vermuthet Herr Raspe, daß er kein Priester oder Geistlicher gewesen sey, und daß das Zeitalter, worin er lebte, und welches ihn mit diesem Beinamen beehrte, sehr barbarisch müsse gewesen seyn, denn seine Schreibart ist äußerst schlecht, seine Leichtgläubigkeit sehr groß, und seine Sachkenntniß ungemein oberflächlich. Bei dem allen mag er vielleicht

---

*) S. Bd. IV. S. 3.

**) Beim Fabricius (Biblioth. lat. med. et inf. aet. T. II. p. 314.) kommt zwar ein Eraklius vor, der beim Baronius u. a. Eradius heißt, Presbyter zu Hippo, und Freund und Zeitgenosse Augustin's war. An diesen aber ist wohl, der barbarischen Schreibart wegen, hier nicht zu denken. Auch die Anführung Isidor's erlaubt das nicht.

ein Laienbruder oder Mönch gewesen seyn; denn er richtet sein Werk an einen *frater*, worunter wohl kein leiblicher Bruder zu verstehen ist. Unstreitig aber war er ein unwissender Empiriker und Geheimnißkrämer. Der Name Heraklius oder Eraklius ist griechisch; und griechische Namen wurden in Italien schon bald nach der Theilung des Kaiserthums sehr gemein, weil ein Theil von Italien im Besitz der griechischen Kaiser blieb. Daß seine Schrift aber eine Übersetzung aus dem Griechischen sey, läßt sich nicht wohl annehmen, da er bloß lateinische Schriftsteller anführt, unter welchen Isidorus, der im siebenten Jahrhunderte lebte, der späteste ist. Vielleicht lebte und schrieb er bald nach diesem Zeitalter. Seine Nachrichten von einigen zu seiner Zeit in Rom gangbaren Handgriffen, und besonders von Glasmanufacturen, scheinen zu verrathen, daß er kein geborener Italiener, wenigstens kein Römer, war, und daß er in einem fremden Lande, oder für ein fremdes Land schrieb, um diese fremden Künste demselben mitzutheilen. Daß er in oder vor dem dreizehnten Jahrhunderte geschrieben habe, erhellt aus der ganzen Beschaffenheit der hier abgedruckten Handschrift.

Diese Handschrift besteht theils aus metrischen, theils aus prosaischen Anweisungen zu allerlei Künsten und Handgriffen; und ungeachtet ihres unbedeutenden Gehalts wäre es doch wohl der Mühe werth, sie auch in Deutschland der Länge nach

abdrucken zu lassen. Da hier indeß der Raum dazu fehlt, so begnüge ich mich, sowohl von den Versen, als von der eben so schlechten Prose, einige Stücke auszuheben, deren Inhalt vorzüglich hierher gehört:

De pretiosa pictura vitri.

E vitro si quis depingere vascula quaerit,
Eligat ipse duas ruſo de marmore petras,
Inter quas vitrum Romanum conteret; et cum
Ut pulvis terrae fuerit pariter resolutum,
Hoc faciet liquidum clara pinguedine gummi.
Post haec depingat petulas, quas finxit honeste
Figulas. Hoc facto succenso imponat easdem
Fornaci, caveatque simul, quae terra probata
Has teneat, quo si valeat obstare colori,
Illas qui facies plena virtute nitentes.

Quomodo aptetur lignum, antequam pingatur.

Quicunque aliquod lignum ornare diversis coloribus fatigas, audi, quae dico. Imprimis ipsum lignum multum rade aequalem, et planissimum radendo et ad ultimum fricando cum illa herba, quae dicitur asperella. Quod si ligni materies talis fuerit, ut non possis aequare ejus asperitates, vel non velis propter aliquas occasiones, nec tamen cum corio illud velis operire vel panno: album plumbum teres super petram siccam, sed non tantum, quantum si inde pin-

gere velis. Deinde ceram in vaso super igne liquefacies, tegulamque tritam subtiliter; albumque plumbum, quod ante trivisti, simul commisces saepius movendo cum parvo ligno, et sic sine refrigerari. Postea aliquod ferrum fac calidum, et cum ipso ceram funde in ipsas cavernulas, donec aequales sint, et cum cultello desuper abrade ea, quae sunt scabrosa. Si autem plumbum miscere cum cera dubitas, scito, quod quantum plus miscueris, tanto durius erit. Et sicut dixi jam, aequali facto. Abundantius plumbum valde subtilissime tritum *cum oleo* desuper per totum, ubicunque pingere vis, tenuissime extendendo cum penicello asinino sic aptato. Deinde ad solem exsiccari bene permitte. At cum siccatus fuerit color, iterum superpone: sicut prius fecisti, de eodem et spissiorem pones; sed non ita spissiorem, ut abundantiorem colorem superponas, sed *ut oleum minus habeat.* Nam et in hoc multum cavendum est, ut nunquam crassiorem colorem superponas. Quod si feceris, et abunde posueris, cum exsiccari coeperit, rugae desuper erunt. — —

Quomodo praeparatur columna ad pingendum.

Si vis aliquam columnam vel laminam de petra pingere, imprimis optime ad solem vel ad ignem siccari permittes. Dein album accipies, et *cum oleo* super marmorem clarissime

teres. Postea illam columnam jam bene sine aliqua fossula planam et positam de illo albo cum lato penicello superlinies duabus trinis vicibus. Postea imprimes cum manu vel brussa de albo spisso, et ita dimittes paululum. Cum vero modicum siccatum fuerit, cum manu tua album planando fortiter retrahes. Hoc tamdiu facies, donec planum sit quasi vitrum. Tunc vero poteris desuper de omnibus coloribus *cum oleo distemperatis* pingere. Si vero marbrire volueris, super colorem vel brunum vel nigrum vel alium colorem, cum siccata fuerunt, marbrire poteris; postea vernicia ad solem.

Was in diesen beiden letzteren Abschnitten von der Beimischung des Öls zu der Farbenbereitung vorkommt, ist alles, was sich aus der Schrift des Eraklius zum Behuf der hier vorliegenden Streitfrage anführen läßt; und, wie man sieht, ist es äußerst wenig, nicht einmal so viel, als beim Theophilus, besonders im 23sten Kapitel seines ersten Buchs, darüber vorkommt. Aus beiden Schriften aber erhellt doch wenigstens, daß der Gebrauch des Öls zu den Farben in den damaligen Zeiten schon bekannt gewesen ist.

Außer jenem hinzu gekommenen Zeugnisse des Eraklius führt Herr Raspe auch noch S. 51 f. dasjenige an, was Walpole gleich zu Anfange seiner Anekdoten über die Malerei in England von dem daselbst schon früh bekannten Gebrauche der

Ölfarben beibringt. Ich will lieber hier seine Quelle selbst zu Rathe ziehen, und unmittelbar aus diesem in Deutschland nicht sehr bekannten Buche die hierher gehörenden Stellen ganz mittheilen.*)

„Folgende Vorschrift," sagt Walpole, „ist sehr merkwürdig, weil man daraus sieht, daß der Gebrauch der Ölfarben**) schon weit früher bekannt war, als man die Erfindung derselben gewöhnlich anzunehmen pflegt. Sie ist vom 23sten Jahre der Regierung Heinrichs III. 1239 datirt, und lautet so:"

„Rex thesaurario et camerariis suis salutem. Liberate de thesauro nostro Odoni aurifabro et Edwardo filio suo centum et septemdecem solidos et decem denarios pro *oleo, vernici et coloribus* emptis, et picturis factis in camera re-

---

*) Anecdotes of Painting in England — by Mr. HORACE WALPOLE. 3d. Edit. Lond. 1782. 5 Vols. 8vo. Vol. I. p. 10.

**) In der eben angeführten, neuen und vermehrten Ausgabe dieser Anekdoten steht hier noch folgende Anmerkung: „Johann van Eyck, der vorgebliche Erfinder der Ölmalerei, die er bei seinen Nachforschungen über den Firniß entdeckt haben soll, starb im Jahre 1441. In der obigen Urkunde werden beides, Öl und Firniß, erwähnt; und das erstere wurde vielleicht bloß zur Verfertigung des letztern gebraucht. Herr Raspe hat in seiner im Jahre 1781 bekannt gemachten merkwürdigen Abhandlung bewiesen, daß die Ölmalerei lange vor ihrer angeblichen Erfindung durch van Eyck bekannt war."

ginae nostrae apud Westm. ab octavis sanctae trinitatis anno regni nostri XXIII, usque ad festum sancti Barnabae apostolo eodem anno, scilicet per XV dies.“

In der Folge*) kommt Herr Walpole auf diesen Umstand zurück, bei Gelegenheit eines Gemäldes von dem englischen Könige Richard II. in der Pembrokischen Sammlung zu Wilton. Es ist ein kleines, aus zwei Tafeln bestehendes Stück, worauf der König knieend vorgestellt ist, begleitet von seinen Schutzheiligen, Johannes dem Täufer, St. Edmund dem Könige, und Eduard dem Bekenner, vor der Mutter Gottes und dem Kinde, von Engeln umgeben. Unten an diesem Gemälde stehen folgende Worte: „Invention of painting in oil 1410. This was painted before in the beginning of Richard II, 1378. etc.“ — „Diese Worte,“ sagt Walpole, „die sehr zweideutig sind, machten einen Zweifel in mir rege, den mir Niemand aufzulösen wußte. Sollen sie andeuten, daß dies Stück in Öl gemalt sey, ehe Johann van Eyck im Jahre 1410 dies Geheimniß entdeckte? Das sollte man fast glauben. Denn was sagte die Inschrift Neues, wenn ihr Urheber nur damit sagen wollte, daß die Malerei in Wasserfarben, oder die Miniaturmalerei, früher ausgeübt wurde, als das Malen in Ölfarben? Jede illuminirte ältere Hand-

*) S. 41 f.

schrift bewies das schon. Alles kommt auf die Frage an, womit das gegenwärtige Gemälde gemalt sey? Und hierauf kann ich nur so viel antworten, daß es mit Glas bedeckt, und eine zu große Merkwürdigkeit ist, um Versuche damit anstellen zu können. Es ist auf einem hellen Goldgrunde gemalt; die Farben sind äußerst frisch, und nicht schwarz geworden, wie Ölfarben geworden wären, und ist, wie gesagt, unter Glas verwahrt; lauter Beweise, daß es ein Miniaturgemälde ist. Und doch wage ich hier nichts zu entscheiden. Die gedachte Inschrift, und einige andere Umstände scheinen es zweifelhaft zu machen, ob Johann van Eyck wirklich der erste gewesen sey, der seine Farben mit Öl mischte.*) Aus einer oben angeführten Urkunde haben wir gesehen, daß man sich lange vor dieser Zeit des Öls wenigstens als eines Firnisses bediente; und es läßt sich schwer begreifen, wie es möglich gewesen sey, Wasser- oder Leimfarben mit einem Ölfirnisse zu überziehen. Es fiel mir ein, zu untersuchen, womit die Maler vor Johann van Eyck ihre Farben gemischt haben. Selbst hier in England sind noch

*) Auch Herr Raspe beschreibt dies Gemälde aus eigener Ansicht, S. 54 f. seines Versuchs, und ist sehr geneigt, es für ein Ölgemälde zu halten. Von den übrigen hernach angeführten, und mehreren ähnlichen, redet er ebendaselbst. Man vergleiche des Herrn von Budberg Versuch über das Alter der Ölmalerei (Gött. 1792. 4.), S. 21 f.

einige Gemälde auf Holz vorhanden, die älter sind, als man die Einführung der Ölmalerei bei uns annehmen kann. Des Gemäldes zu Wilton nicht zu gedenken, muß man nothwendig annehmen, daß auch ein anderes Gemälde von Richard II. zu Westminster, und ein unzweifelhaftes Originalbildniß von Heinrich IV. zu Hamptoncourt in Herfordshire, der zwei Jahre nach van Eyck's Entdeckung starb, früher verfertigt sind, als die neue Kunst hier bekannt wurde. Das Gemälde in Westmünster ist freilich wieder neu aufgemalt worden; und es läßt sich folglich nichts daraus schließen. So leicht mir auch diese Untersuchung anfänglich schien, so fand ich doch, daß man sie nie mit sonderlichem Fleiße angestellt hat, und daß sie noch nicht zur Entscheidung gebracht ist, ob sie gleich von der gelehrten Gesellschaft der Alterthumsforscher aufgegeben wurde. Nachdem ich verschiedene Malerbücher nachgeschlagen hatte, die alle von Johann van Eyck's Erfindung redeten, ohne ein Wort von der Methode zu erwähnen, die durch sein Geheimniß abgeschafft wurde, fand ich zuletzt, was ich suchte, im Sandrart:*) „Weil sie aber fürchteten," sagt er, „daß die Mauern schricken möchten, haben sie solche, vermittelst des Leims, mit

---

*) Walpole führt diese Stelle aus dem lateinischen Texte des Sandrart an; ich nehme sie aber aus dem ältern deutschen Texte seiner Akademie, T. I. B. II. S. 66. Es ist dort allerdings nur vom Freskomalen die Rede.

Tuch oder Leinwat überzogen, darauf gegypst, und dann erst ihre Gemälde geführt, welches sie *Tempera* benamet. Diese *Tempera* haben sie also zugerichtet. Sie nahmen erstlich ein Hühnerey, schlugen es ein, und zerrieben darin ein zartes Ästlein von einem jungen Feigenbaum; da dann, aus der Milch dieses Schößleins, und aus dem Eyergelb, die *Tempera* entsprungen. Mit dieser haben sie nachmals, anstatt des Wassers, Gummi oder Tragant, ihre Farben zugerichtet und gebrochen, und also ihre Arbeit verrichtet." — Aus den letzten Worten dieser Stelle, fährt Walpole fort, ist es wahrscheinlich, daß sie ihre erste Farbe bloß mit Wasser oder Gummi auftrugen.

„Man wird mir vielleicht einwenden," setzt er hinzu, „daß man sich dieser Verfahrungsart bloß bei der Malerei auf Stein und Kalk bedient habe; wenn man aber die Bewerfung wegläßt, so sehe ich kein Hinderniß, warum man sich nicht eben dieser Zubereitung auf Holz hätte bedienen können. Welcher Mischung sich Cimabue, der Wiederhersteller der Kunst, bediente, sagt uns eben dieser Schriftsteller: *) „Viel Historien und Bilder auf Holz mit Eier und Leimfarben, wie auch auf Mauerwerk in nassem Kalk, sind noch in Florenz von ihm zu sehen."

„Indeß läßt der weit ältere Gebrauch des Öls,

*) Ebendas. Th. II. B. II. S. 57.

wäre es auch nur zum Firniß, es immer noch zweifelhaft, ob Johann van Eyck's Entdeckung völlig ihm eigen war. Die mehrmals gedachte merkwürdige Urkunde setzt den Zeitpunkt der Ölmalerei über hundert Jahr früher hinauf. Van Eyck soll auf diese Erfindung bei seiner Nachsuchung eines bessern Firnisses gerathen seyn. Hörte er nicht vielleicht, daß ein solcher Firniß, oder eine solche Komposition, in England gebräuchlich sey? *) Selbst die gedach-

*) „Ich kann nicht umhin, hier eine Vermuthung zu wagen, ob sie gleich von keinem Schriftsteller über die Malerei bestätigt wird. Es giebt zu Chiswick ein altes Altarblatt, welches den Lord Clifford und seine Gemahlin knieend vorstellt. Van Eyck's Name ist auf der Rückseite des Brettes eingebrannt. Ist van Eyck jemals in England gewesen; sollte es dann nicht wahrscheinlich seyn, daß er hier den Gebrauch der Ölfarben gelernt, und sich die Ehre der Erfindung selbst angemaßt habe, weil England damals in der Kunstwelt wenig bekannt, und bei den damaligen Unruhen nicht müßig genug war, um sein Recht auf solch ein Geheimniß zu behaupten, welches im Auslande so viel Glück machte? Eine Vermuthung mehr, obgleich keinen Beweis, daß van Eyck in England gewesen sey, giebt ein Gemälde von diesem Künstler in der Sammlung des Herzogs von Devonshire, welches 1422 gemalt ist, und die Weihung des heil. Thomas Becket vorstellt. Der Sage nach war es ein Geschenk an Heinrich V. von seinem Oheim, dem Herzoge von Bedford, Regenten von Frankreich; aber bloße Sage ist noch kein Beweis; und zwei Gemälde dieses Künstlers in England, eins von einer englischen Familie,

ten noch vorhandenen Gemälde, die allem Anschein nach Ölgemälde sind, scheinen noch mehr zu beweisen. Die von Heinrich III. gebrauchten Maler scheinen Italiener gewesen zu seyn; und doch ist es leicht, ihnen dies Geheimniß streitig zu machen; wenigstens kann ich beweisen, daß sie das Ölmalen hier in England müssen gefunden, und nicht es mit sich hierüber gebracht haben; denn es findet sich offenbar, daß man damals in Italien von dieser Methode noch nichts wußte. Als einige von Johann van Eyck's Gemälden zum Alfonso, König von Neapel, gebracht wurden, erstaunten, wie Sandrart sagt, die italienischen Maler darüber, daß man sie, ohne Auslöschung der Farben, mit Wasser waschen konnte." — —

So weit Walpole. Ich würde nun noch zu dem übrigen Inhalte des Raspischen Versuchs zurückkehren, wenn dieser nicht theils ganz aus der Lessingischen Schrift entlehnt wäre, theils fremde Dinge, z. B. das *Dooms-day-Book*, das *Lumen animae*, und dergl. beträfe, was hierher eigentlich nicht gehört. *)

---

und das andere von einer englischen Geschichte, beweisen wenigstens eben so gut, daß er in England gewesen sey, als die Sage von einem derselben beweist, daß es auswärtig sey gemalt worden. Alles dies aber gebe ich für nichts weiter, als bloße Vermuthung aus."

*) Nur Eine zu Lessing's Abhandlung (Bd. IV.) S. 41 f. gehörige Anmerkung mag hier noch ihren Platz finden.

Man sieht indeß nach diesem allen, daß die Streitfrage auch durch diesen Versuch, und durch Walpole's Bemerkungen, ihrer Entscheidung noch nicht viel näher gebracht ist. Freilich läßt sich's nach diesem allen, wie der oben gedachte Recensent in der Bibliothek der schönen Wissenschaften sagt, schlechterdings nicht wegleugnen, daß man schon vor dem van Eyck gewußt habe, die Farben mit Öl abzureiben. „Aber ist denn dieses schon Öl-malerei? — Ist auch das, was Theophilus von dem Auftragen der Farben mit Öl erzählt, schon Malerei? Nicht doch! — Wie, wenn nun van Eyck zuerst alle die Vortheile, die sich von dem Gebrauche des Öls in der Malerei ziehen, wenn er alle die Wirkungen, die sich dadurch machen, alle die Schattirungen und Tinten, die sich nur dadurch, oder nur mit Farben, die mit Öl abgerieben sind, geben lassen, zuerst eingesehen hätte, zuerst auf sie aufmerksam, und derselben sich gleichsam bewußt

Die alten Ölgemälde zu Löwen, deren Miräus gedenkt, scheinen dort nicht mehr vorhanden zu seyn. Hr. Raspe befragte darüber Herrn Turberville Needham, Director der Akademie zu Brüssel, der ihm einen Brief von Herrn Stapleton aus Löwen mittheilte, worin er ihm meldete, daß sich dergleichen Gemälde weder in der dortigen Franziskanerkirche, noch in anderen Kirchen, gar nicht mehr fänden. Miräus kann aber dessenungeachtet Recht haben, da so viele ältere gothische Gemälde durch die besseren Werke der neuern Kunst verdrängt und hinweggeschafft sind.

geworden wäre? wenn er das bessere Verhältniß einiger Farben, besonders der weißen, z. B. des Bleiweißes, zum Öl, vorzüglich entdeckt; wenn er die großen Lichter, die sich nur hierdurch geben lassen, zuerst wahrgenommen und aufgesetzt, und endlich auch seine Schüler darauf aufmerksam gemacht, und es sie gelehrt hätte? — Und so wäre er, für die Maler wenigstens, mit Recht Erfinder der Ölmalerei. Auch ist es dieses Verdienst, was ihm die großen Künstler unter denselben zuschreiben."

IV.

Seitdem der Gegenstand dieser Untersuchung sowohl durch die Zweifel der Herren Walpole und Raspe, als durch die Aufgabe der Societät der Alterthumsforscher, mehr zur Sprache gekommen ist, hat man verschiedene alte Gemälde daselbst näher untersucht, und in ihren Spuren von dem frühern Alter der Ölmalerei zu finden geglaubt. In den englischen Magazinen erinnere ich mich verschiedene Angaben dieser Art von Zeit zu Zeit gefunden zu haben.*) Keine derselben war jedoch zum Beweise hinlänglich, daß man vor Johann van Eyck die Kenntniß der Beimischung des Öls zur Farbenbereitung auf die eigentliche Kunstmalerei angewendet

*) So auch in verschiedenen, die Kunst betreffenden, deutschen Zeitschriften, z. B. in Meusel's Miscellaneen artistischen Inhalts, Heft XII. S. 325.

habe. Dazu hingegen dienen diese und andere Untersuchungen, eine nun wohl völlig ausgemachte Sache noch mehr zu bestätigen, nämlich die frühere Bekanntschaft mit der Beimischung des Öls zu den Farben, deren man sich zum bloßen Malen oder Anstreichen bediente.

Eine der merkwürdigsten Abhandlungen über diesen Gegenstand, deren Resultat jedoch gleichfalls nicht viel weiter führt, ist des Gouverneurs Pownall Schreiben an Dr. Lort, welches Bemerkungen über die alte Malerei in England enthält.*) Er begleitete damit einige Zeichnungen des bemalten Dekkenstücks in der Kathedralkirche zu Peterborough, die man bei dem Abdrucke seines Schreibens in Kupfer gestochen findet. Nach einigen vorausgeschickten Nachrichten von verschiedenen alten Kirchengemälden und deren Beschaffenheit, die für oder wider unsere vorliegende Frage nichts entscheiden, fährt er fort:

„Daß die Mischung der Farben mit Öl schon in den entferntesten Zeiten bekannt gewesen seyn müsse, erhellt aus dem Bemalen der Schiffe. Nichts, als eine solche Mischung, konnte sie vor dem Abspülen und Abnutzen durch das Seewasser schützen; und den Umstand, daß man sich des Öls zur

*) Es steht in der *Archaeologia*, or, Miscellaneous Tracts, relating to Antiquity; published by the society of Antiquaries of London. Vol. IX. (Lond. 1789. 4.) p. 141 s.

Bereitung der Farben beim Anstreichen der Häuser bediente, kann ich durch zwei unwidersprechliche Zeugnisse beweisen. Den ersten hat man Herrn Bentham, einem Geistlichen zu Ely, zu danken. Er hat mir ehedem einmal gesagt, daß die Rechnungen über die Baukosten des Doms, oder des sogenannten neuen Werks, von der Kathedralkirche zu Ely gegenwärtig noch in dem dortigen Kirchenarchive vorhanden wären. Ich bat ihn, nachzusehen, ob sich darunter einige Artikel von Malereien, und besonders von Öl und Firniß, befänden. Die folgenden Artikel,*) wodurch ein bisher noch nicht authentisch bekanntes Factum völlig erwiesen wird, hat dieser fleißige, genaue und gelehrte Alterthumsforscher (im Jahr 1773) mir mitgetheilt. Ich gebe sie in der Form, wie er sie mir zusandte. Sie enthalten noch manche andere merkwürdige Umstände, welche die zum Malen gebrauchten Materien betreffen, z. B. die Leinewand und das Pergament, Leimen, Lederschnitzel, zwei Arten von Goldblättern; außer dem Hauptumstande von der Farbenbereitung mit Öl."

„In der Rechnung, welche die jährlichen Ausgaben des Sacristans von Michaelis des Jahres 1325 bis zu Michaelis des folgenden Jahres enthält, ist die Ausgabe unter dem Titel: Custos novi operis, et minut. res pro novo opere. viz. in

*) Ich ziehe hier nur drei Artikel aus, worin des Öls erwähnt wird.

3 lagenis et dimid. *Olei* pro imaginibus super columnas depingend. 3 S. 6 d.“

„Item, $\frac{\text{xx}}{7}$ *) 4 lib. albi plumbi emp. de eodem 12 S. prec. 1 d. In 13 lagenis *Olei* empt. de Thoma d’Elm 10 S. 3½ d. prec. lagen. 10 d. ob. In 6 lagenis *Olei* emp. de Thoma de Cheyk. 4 S. 11 d. prec. lag. 10 d.“

„In 28 lagen. et dimid. *Olei* empt. de Nich. de Wickam, 26 S. 1 d. ob. prec. lagen. 11 d. In dimid. lagen. *Olei* emp. 3 d. In vas terren. pro *oleo* imponend. 4 d. quad.“

„Man sieht nun freilich, daß alle diese Unkosten für bloßes Anstreichen ausgegeben wurden. Auch findet sich in den übrigen Artikeln, daß man Leim und Leinewand oder Pergament brauchte. Diese Artikel werden von dem Öl zur Farbenmischung unterschieden. Auch hatte man zwei Arten von Goldblättern, *gold fyn* und *gold parts*, außer der eigentlichen Goldfarbe. Ferner, zwei Arten von Firniß, eine gemeine und eine weiße. Der geringe Arbeitslohn des Malers beweist, daß dieser ein gemeiner Handwerker, und kein Künstler war.“

„Die besondere Nachricht von dem gemalten Deckenstücke der Kathedralkirche zu Peterborough, welche die eigentliche Veranlassung und Absicht dieses Schreibens war, und die dadurch an die Hand ge-

---

*) Seven Score, sieben Stiege.

gebenen Untersuchungen, können uns einen ziemlich deutlichen Begriff von dem Zustande der Malerei in England vor der Entdeckung der eigentlichen Ölmalerei von Johann van Eyck geben."

Zuletzt gedenkt Herr Pownall noch der von Herrn Raspe zu Cambridge aufgefundenen und bekannt gemachten Schrift des Theophilus. Er ist aber gleichfalls der Meinung, daß alles, was darin vorkommt, nur das Bemalen und Anstreichen (*postes et ostia*), nicht aber den Gebrauch der Ölfarben zu Kunstgemälden, betreffe.

V.

In des Herrn von Riegger Archiv der Geschichte und Statistik, besonders von Böhmen,*) befindet sich gleich zu Anfange Etwas von den ältesten Malern Böhmens, nebst einem Beitrage zur Geschichte der Ölmalerei und Perspective. Diese Abhandlung ist mit J. Q. J. unterzeichnet; und ihr Verfasser ist, wie er im Vorberichte sagt, selbst Maler. Auch machte er zuerst die Bemerkung, daß die Gemälde zu Karlstein Ölgemälde sind, wie Herr Pelzel in seiner Geschichte der Böhmen, dritte Aufl. S. 273, es noch bei Lebzeiten des sel. Prof. Ehemant, der dies unter seinem Namen in den litterarischen Nachrichten 1779 zuerst bekannt machte, anzeigt. Von diesem letztern ward er auch zu Prag, Karlstein und Königssaal im Jahre 1780 bei den darüber angestellten Untersuchungen zu Rathe gezogen.

Der Lessingischen Abhandlung hat man vornehmlich diese Untersuchung zu verdanken und die Ankündigung derselben durch den eben gedachten

---

*) Dresden 1792. gr. 8.

Prof. Ehemant.*) Die Zweifel, welche Hr. von Murr**) dawider erregte, werden in dem Vorberichte dieser Abhandlung im angeführten Archiv beantwortet, aus der ich hier nur das hierher Gehörende mittheilen will.

Sie betrifft zunächst den ältesten bekannten böhmischen Maler, Thomas von Mutina, der im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte lebte, und vom Herrn v. Mecheln für einen geborenen Böhmen aus Muttersdorf, Mutienin oder Mutietow, von Herrn Dobrowsky hingegen für einen aus Modena gebürtigen Italiener gehalten wird, der zu Karlstein für Kaiser Karl IV. gemalt habe. Auf drei zusammen gehörenden Altargemälden der Kron- oder Kreuzkirche zu Karlstein fand sich die Angabe dieses Meisters in folgenden beiden leoninischen Versen:

Quis opus hoc finxit? *Thomas de Mutina* pinxit.
Quale vides lector, Rabilini filius auctor.

Jetzt befinden sich diese drei Gemälde in der K. K. Gallerie zu Wien, und sind als die ältesten in Deutschland bekannten Ölgemälde von dem neuern Anordner dieser Gallerie gleich an die Spitze der deutschen Schule gestellt. Ihnen hat man drei andere, vorher gleichfalls in jener Kirche befindliche alte Ölgemälde von einem Theodorikus oder Dittrich beigesellt.

Wenn sich nun gleich über den Geburtsort des Thomas von Mutina nichts Gewisses entscheiden läßt; so ist es doch wohl ausgemacht, daß er unter die böhmischen Künstler gehöre. Man hat schon sechs Stücke von ihm in Böhmen aufgefunden; und

---

*) S. v. Riegger's Materiallen zur Statistik von Böhmen, 4. Heft, S. 188.

**) In seinem Journale zur Kunstgeschichte, B. XV. S. 17 f.

es giebt deren dort vermuthlich noch mehrere. Anderswo hingegen sind bisher noch keine Gemälde von diesem Künstler entdeckt worden.

Nur ergiebt sich aus mehreren Gründen, vornehmlich aber aus den Schriftzügen jener lateinischen Verse,*) daß dieser Thomas de Mutina nicht für Karl IV. zu Karlstein könne gemalt haben, sondern daß er schon früher, im zwölften oder dreizehnten Jahrhundert, gelebt haben müsse.

Der Verfasser dieser Abhandlung findet es wahrscheinlich, daß in Böhmen nicht nur die Ölmalerei, sondern die Malerei überhaupt, deutschen Ursprungs gewesen sey; unter andern auch aus dem Grunde, weil die Tscheschen und die übrigen an Deutschland grenzenden Slaven diese Kunst mit den Wörtern: *malowati*, *malowani*, *malam*, *malowarz* und *malowai* benennen, die offenbar dem deutschen Worte malen ähnlich, und vermuthlich von demselben hergenommen und abgeändert sind. Auch sind die ersten Statuten der Malerbrüderschaft vom Jahre 1348, und die ersten drei Privilegien der Schilderer in Böhmen deutsch abgefaßt.

Das durch mehrere Kunstkenner in Prag und Wien bestätigte Urtheil, daß die gedachten alten Gemälde dieses Künstlers wirkliche Ölgemälde sind, gründete der Prof. Ehemant vornehmlich auf eine mit denselben angestellte Prüfung, indem er sie mit einer schleimigen Komposition überfuhr, deren sich Herr Kastner zum Bilderputzen bedient, und die er bisher noch als ein Geheimniß für sich behält. Dieser klare, durchsichtige Schleim nimmt in kurzer Zeit allen Schmutz von den Ölgemälden hinweg,

---

*) Man findet sie auf der ersten Kupfertafel des Archivs ꝛc. getreu kopirt.

ehe noch die Feuchtigkeit das Schüttgelbe, wenn dergleichen in den Gemälden ist, erweichen kann; aber eben so geschwind hebt er die Farben in Wassergemälden oder Wachs. Auch bestätigt der im zweiten Abschnitte der vorliegenden Abhandlung umständlich beschriebene Kunstcharakter jenes alten böhmischen Künstlers diese Voraussetzung. Das Geschmolzene des Pinsels, welches seine Gemälde vorzüglich charakterisirt, ist nur Ölfarben eigen; und dieser Schmelz der Farben findet sich sowohl in der Carnation, als in den Gewändern.

In dem dritten Abschnitte dieser Abhandlung sucht ihr Verfasser es wahrscheinlich zu machen, daß die Erfindung, oder der Gebrauch der Ölfarben mit den Turnieren und der Wapenkunst in gleiche Zeit fallen. Daß die Schilde der Edlen und der Kriegsleute schon bei den Römern und den alten Deutschen gemalt wurden, erhellt aus den Zeugnissen des Vegez und Tacitus.*) Auch werden in den Pri-

---

*) *VEGET.* de re milit. Lib. II. c. 8. Sed ne milites in tumultu proelii a suis contubernalibus aberrarent, diversis cohortibus diversa in scutis signa *pingebant:* ut ipsi nominant δειγματα, sicut etiam nunc moris est fieri. — *TACIT. de Mor. Germ.* Scuta tantum lectissimis coloribus distinguunt. - *Annal.* L. II. vel tenus et fucatae colore tabulae — — Wachter erklärt in seinem Glossar das Wort Schilderei: Opus pictum, a primo et vetustissimo picturae germanicae objecto, quod erat Schild, scutum. — — Es ist doch aber wohl zu viel vorausgesetzt, wenn der Verfasser behauptet, die bemalten Schilde der Alten hätten nothwendig mit Ölfarbe bemalt seyn müssen, weil dazu weder Wasserfarben, noch Wachs oder Harz brauchbar gewesen wären. Auch sieht er

vilegien der Schilderer von den böhmischen Königen Karl und Wenzel II. dieselben zum Theil für *pictores* genommen; obgleich in anderen älteren Statuten die Schilderer von den Malern, besonders von den geistlichen Malern, unterschieden werden.

Aus mehreren Umständen schließt der Verfasser, daß die Ölfarben zu Karls IV. Zeiten schon in Böhmen gemein, und eine bekannte Sache waren. Von ihrem öftern Gebrauche zur Verzierung oder Auftragung der Schriftzüge, zur Vergoldung eiserner Gitter und Stangen, u. s. f. finden sich manche Spuren. Wenn in den ältesten Urkunden der böhmischen Malerbrüderschaft vom Jahre 1348 der Ölmalerei nicht gedacht wird; so geschah das vermuthlich, weil die Sache zu bekannt, oder kein besonderer Anlaß dazu war.

Wenn Lessing glaubt,*) Johann van Eyck's Erfindung sey vielleicht nur die Entdeckung eines Firnisses, wodurch er seine Gemälde der Sonne, wegen der Trocknung, auszusetzen weniger bedurfte, oder der Gebrauch des Nuß- und Mohnöls gewesen; so erinnert der Verfasser dawider Verschiedenes, was in der mechanischen Behandlung der Farben und des Firnisses, wenigstens wie sie jetzt ist, wohl seinen guten Grund hat. Ihn dünkt es vielmehr wahrscheinlicher, daß van Eyck vielleicht den Goldgrund, oder das sogenannte Bruniren in seinen Gemälden zuerst unterlassen und vermieden, die Hintergründe aber, wie es der Gegenstand fordert, mit eigenthümlichen Farben gemalt, und dadurch wenigstens die Luftperspektive, wenn nicht zugleich auch die

---

selbst ein, daß hieraus noch gar nichts für die Anwendung der Ölfarben zu eigentlichen Gemälden folgen würde.

*) S. Lessing's Abh. Bd. IV. S. 23 u. f.

Linienperspektive, und mit dieser die richtige Vertheilung des Lichtes und Schattens, in die Malerei gebracht habe. Wäre dies der Fall gewesen, so könnte Antonello von Messina, um die Perspektive zu lernen, wohl nach Brügge gereist seyn, dieses Geheimniß hernach für sich behalten, und, wie van Eyck, bei verschlossenen Thüren gearbeitet haben. *) Und sonach wäre Vasari, wenigstens was das Geheimniß selbst betrifft, gerettet, wenn er auch dessen Gegenstand verfehlte. — Vielleicht waren auch die van Eyck, wenn sie größere Gemälde verfertigten, die ersten, die sich der mit Ölfarbe grundirten Leinewand bedienten; wodurch das Abspringen der Farben durch die Wärme mehr verhindert, und das Abwaschen und Putzen erleichtert wurde.

VI.

Die neueste Schrift über diesen Gegenstand ist die unten angeführte des Freiherrn von Budberg. **) Sie ist, wie gleich Anfangs gesagt wird, vornehmlich in Beziehung auf die Lessingische Untersuchung geschrieben, und darf hier also um so weniger übergangen werden. Mit Vorbeilassung dessen, was darin über die Geschichte dieser Untersuchung vorkommt, gedenke ich nur zuerst der wohl sehr richtigen Bemerkung, daß die Ölgemälde und die *a tempera* mit einem Firnisse überzogenen Malereien der alten Zeiten so viel Ähnliches mit einander haben, daß sie dem aufmerksamsten, verständigsten Beobachter

---

*) S. Lessing's Abh. Bd. IV. S. 8.

**) Versuch über das Alter der Ölmalerei, zur Vertheidigung des *VASARI*; von O. C. Freiherrn *von BUDBERG*. Göttingen 1792. 4.

die entscheidende Bestimmung, oft, selbst wenn sie ohne Glas sind, sehr erschweren, oft auch gar unmöglich machen. Zum Belage dieser Behauptung werden einige Beispiele angeführt.

In der Folge wird Vasari gegen Lessing's Verdacht in Schutz genommen, daß seine Erzählung von der Reise des Antonello von Messina, nach Flandern, vielleicht ungegründet sey. Vielmehr scheint es desto größere Unparteilichkeit zu seyn, daß Vasari das Verdienst der Erfindung einem Ausländer, und nicht lieber geradehin seinem Landsmanne, zuschreibt, da er doch sonst für die Florentiner so vorzüglich eingenommen war. Zu hart aber ist es denn doch auch wohl, wenn Herr von Budberg den Verdacht, merklich erschwert, auf Lessing selbst zurückwälzt, und sagt: „Wenn Herr Lessing hier als Egoist handelte? — Wenn er vielleicht nur alles in Schatten setzen wollte, was den hohen Glanz seines Lichtes benehmen könnte, um einzig zu erleuchten?" — Das war Lessing's Art gewiß nicht.

Richtiger ist es, wenn er, gegründet auf eine Stelle des Vasari im Leben des Antonello, glaubt, daß schon seit langer Zeit Maler die Unbequemlichkeit, die Mangelhaftigkeit der Malerei mit Wasserfarben einsahen, und dadurch zu Versuchen verschiedener Art gereizt, auch gewiß natürlich auf Ölmischung und Firnißauftragen fielen; aber diese Versuche nicht zu der Vollkommenheit brachten, daß sie sich derselben, als eines bessern Hülfsmittels der Malerei, hätten bedienen können, so daß es immer nur Fragmente von Erfindungen blieben, die Johann van Eyck zuerst vereinigte, ordnete, und zur Vollkommenheit, zu einer ganz neuen, eigenen, bessern Methode ausbildete.

Doch, der Hauptendzweck dieser Schrift geht dahin, zu beweisen, das alles das, was in dem

Theophilus steht, was der Welt als ein Wunder der Neuheit so reizend angekündigt ward, fast wörtlich in dem Vasari aufgezeichnet sey: nur „mit dem Unterschiede, daß Vasari diese Sache, die uns Herr Lessing aus dem Theophilus mit dem Interesse einer Neuigkeit docirt, nur obenhin berührt, und sie uns als eine, durch ihren nicht mehr geheimen Gebrauch, zur bekannten Sache gewordene Kleinigkeit, nur gleichsam hingeworfen, mittheilt."

„Die Kunst der Farbenmischung mit Öl," fährt Herr von Budberg fort, „wenn sie auch nicht zu Cimabue's Zeiten bekannt war, welches ich doch sicher glaube, war doch gewiß dem Giotto kein Geheimniß, in dessen Schülers, Agnolo Gadi's, Leben *) diese Stelle angeführt ist. Unter der Anzahl von Gadi's Schülern befand sich auch einer, genannt Cennino di Drea Cennini; von diesem sagt uns Vasari: **)

Imparò dal medesimo Agnolo Gadi la pittura Cennino di Drea Cennini da Colle di Valdelsa, il quale, come affezionatissimo dell' arte scrisse in un libro di sua mano, i modi del lavorare, a fresco, a tempera, a colla ed a gomma; ed inoltre, come si minia, e come in tutti i modi si mette d'oro; il qual libro è nelle mani de Giuliano orefice Senese, eccellente maestro, ed amico di quest' arti. E nel principio di questo suo libro trattò della natura de' colori, cosi minerali, come di cave, secondo che imparò da Agnolo suo maestro ***) volendo (poichè forse

*) Agnolo Gadi lebte vom Jahre 1324 bis 1388.

**) Nella vita di *Agnolo Gadi* T. I. P. I. p. 133.

***) Daß unter diesen, von seinem Lehrer dem Cennini mitgetheilten Kenntnissen die Bereitung der Farben mit Öl nicht mit begriffen ist, und diese also nicht als dem

non gli riuscì imparare a perfettamente dipingere) sapere almeno la maniera de' colori, delle tempere, delle colle, e dello ingessare, e da quali colori dovemo guardarci, come dannosi nel mescolargli, ed in somme molti altri avertimenti, de' quali non fa bisogno ragionare, essendo oggi notissime tutte quelle cose, che costui ebbe per gran segreti, e rarissime in que' tempi. Non lascerò già di dire, che non fa menzione, e forse non dovevano essere in uso, d'alcuni colori di cave, come terre rosse scure, il cinabrese, e certi verdi in vetro. Si sono similmente ritrovate poi la terra d'ombra, che è di cava, i giallo santo, gli smalti a fresco, ed in olio: ed alcuni verdi, e gialli in vetro, de quali mancarono i pittori di quell' età. *Tratto finalmente de' Musaici, del macinare i colori a olio, per far campi rossi, azzuri, verdi, e d'altre maniere:* e de mordenti per mettere d'oro, *ma non già per figure.*

Allerdings beweist diese Stelle, daß Vasari es sehr wohl wußte, daß die Beimischung des Öls zur Farbenbereitung schon in jenen Zeiten in Italien nicht unbekannt war; ob es gleich nicht so ganz einerlei ist, wenn Theophilus sagt, dieser Gebrauch der Ölfarben würde bei Bildern, oder wirklichen Gemälden, zu langweilig und ermüdend seyn; und wenn Vasari erinnert, es sey in jener Schrift zu Mosaik, und zum Vertreiben der dazu bestimmten Farben mit Öl, auch zur Beizung und Vergoldung der musivischen Arbeit, Anleitung gegeben worden, und dann nur hierbei hinzusetzt: ma non già per figure.

Eben diese Stelle findet sich noch ausführlicher

Agnolo Gadi schon bekannt angesehen werden kann, bedarf wohl kaum einer Erinnerung.

beim Baldinucci;*) und Herr von Budberg theilt aus diesem Schriftsteller noch einige weitere Nachrichten über die Handschrift mit, worin sie enthalten war. Sie befindet sich jetzt in der Bibliothek St. Lorenzo zu Florenz. Baldinucci setzt hinzu, daß dies Buch im Jahre 1437 geendigt sey, und folgert daraus, die Ölmalerei sey erst zwischen den Jahren 1410 und 1440 dem Cennini bekannt geworden, und er habe sie in seiner Schrift noch als ein großes Geheimniß aufgezeichnet, indem er im 89sten Kapitel sage: Innanzi che più oltre vada, ti voglio insegnar a lavorare d'olio in muro, o in tavola, che l'usano molto i Tedeschi. Unter diesen, setzt Baldinucci hinzu, verstehe er auch die Flamänder, und bemerkt noch, daß Cennini hier bloß der Gemälde auf Kalk und Holz, nicht aber der neuern Ölmalerei auf Leinewand, erwähne.

„Aber," sagt Herr von Budberg, „diese Zeitbestimmung von 1410 bis 1440, in welcher Cennino di Drea Cennini dieses Geheimniß soll erlernt haben, ist und kann nur Muthmaßung seyn, da Cennino sein Manuscript schon im Jahr 1437 endete, nicht aber in diesem Jahre schrieb, wie Bottari behauptet."**) — Bottari aber redet sehr bestimmt. Er sagt: Cennini sey in diesem Jahre 1437 Schulden halber in Verhaft gerathen, und während seiner Gefangenschaft habe er dies Buch geschrieben.

Doch, er mag es immerhin um zwanzig Jahre früher angefangen oder gar geendigt haben: was thut das zur Sache? Cennini legt ja die Erfindung

---

*) Notizie de Professori del Disegno; Fir. 1767. T. I. Decenn. VIII. del Sec. II. p. 182.

**) *Vasari*, Vite de Pittori etc. per *Bottari*, T. Giunta alle Note del Tomo Primo, p. 21.

ausdrücklich den *Tedeschi* bei, worunter hier denn freilich wohl Niederländer zu verstehen sind: und Antonello von Messina machte ja höchst wahrscheinlich in Italien schon früher Gebrauch davon. Man sieht also, daß diese Handschrift höchstens nur dazu dienen kann, von der Richtigkeit des Umstandes, daß die eigentliche Ölmalerei durch Johann van Eyck entdeckt worden, ein Zeugniß mehr zu geben, daß sie aber von dem frühern Gebrauche der Ölfarben nichts beweiset, und folglich mit der Schrift des Theophilus auf keine Weise in Parallele zu setzen ist. Auf Vasari's Unbefangenheit und Glaubwürdigkeit, die ich übrigens gern in ihren Würden lasse, scheint mir eben so wenig daraus zu schließen zu seyn.

Hätten also auch Lessing und Hr. von Murr und Raspe diese Stelle im Vasari nicht übersehen — welches doch immer sehr verzeihlich bleibt —: so würden sie darauf schwerlich so viel Gewicht gelegt haben, wie sie in den Augen des Herrn v. Budberg zu haben schien, der einem offenbar spätern Zeugnisse das Ansehn eines frühern zu geben sucht.

Nachtrag der Zusätze der zweiten Ausgabe.

VII.

Da ich meinen Zusätzen zu den Antiquarischen Briefen einige Zusätze zu der (im vierten Bande dieser Ausgabe befindlichen) Schrift vom Alter der Ölmalerei beigefügt habe; so will ich hier nur noch die Abhandlung nachweisen, die sich über eben diesen Gegenstand in den Kleinen Schriften artistischen Inhalts des Prof. Fiorillo befin-

det.*) Er sucht darin darzuthun, daß Lessing die Erzählung Vasari's ohne triftige Gründe verdächtig gemacht habe; daß Theophilus Presbyter keine Vorschrift gebe, mit Ölfarben zu malen, sondern daß er nur von Farben rede, die mit Öl aufgelöst werden; daß alle Nachrichten von Ölmalereien, die älter als Johann van Eyck seyn sollen, verdächtig seyn und nichts beweisen; und daß endlich Johann van Eyck nicht sowohl Erfinder der Ölmalerei, als vielmehr derjenige sey, der sie in größerer Vollkommenheit in Ausübung brachte. — Übrigens bemerkt Hr. Fiorillo am Schlusse seines Aufsatzes, daß die Schrift des Freiherrn von Budberg über diesen Gegenstand, auf die ich in dem sechsten jener Zusätze Hinsicht nahm, aus der Mittheilung seiner darüber gesammelten Bemerkungen entstanden, und ihre Erscheinung durch ihn bewirkt sey. Jener Aufsatz enthalte daher die daselbst aufgestellten Sätze nur in einer andern Folge und Ansicht, und mit vielen neuen Nachrichten vermehrt.

VIII.

Ich benutze diese Gelegenheit, zu dem im dritten Bande der Lessingischen Schriften befindlichen Fragment einer antiquarischen Untersuchung über die Ahnenbilder der Römer, und meinen demselben angehängten weiteren Erörterungen noch Einiges hinzusetzen. Meiner Kunde waren damals die drei Programme**) entgangen, worin Hr. Rektor

---

*) Bd. I. S. 189—228.

**) De Imaginibus, Romanae nobilitatis insignibus, auct. *Traug. Frid. Benedict.* Torgaviae 1783. 84. 4.

Benedict zu Torgau diesen Gegenstand behandelt, und die Meinung aufgestellt hatte, daß die römischen Ahnenbilder Büsten aus irgend einem härtern Stoffe, vielleicht aus Thon oder Gips, gewesen, und Wachsbilder genannt wären, weil man sie mit enkaustischen Farben bemalt hätte. Die neueste und richtigste Untersuchung, sowohl über die Verfertigungsart jener Bilder, als über ihren Gebrauch bei den Leichenbegängnissen, verdankt man dem Hrn. Hofrath Eichstädt, in zwei neulich vereint gelieferten akademischen Schriften.*) Meine Vermuthung, daß Lessing diese Bilder nicht für bossirt, sondern von dem Gesichte abgeformt gehalten habe, wird von Hrn. Eichstädt zwar als sehr wahrscheinlich anerkannt; aber die Gründe, welche ich für diese Meinung selbst angab, hält er nicht für unwiderleglich. Dafür hielt und halte ich selbst sie nicht; und weiß es zugleich diesem würdigen Gelehrten Dank, daß er mich auf die irrige Anwendung der am Schlusse meiner Zusätze angeführten Stelle aus dem Herodian aufmerksam gemacht hat. Ich sagte damals, daß ich die Nachweisung dieser Stelle dem Hrn. G. J. R. Heyne verdanke; und Hr. Eichstädt sagt von ihr, sie habe für meine Gründe eben so viel Gefahr im Hinterhalt, als sie Schutz für sie auf der Stirn trage: tantum affert periculi in recessu, quantum praesidii fronte simulat. Und er setzt hinzu: Sed humanitatis scilicet est, amico non nisi frontem ostendere. Diesen bittern Vorwurf muß ich nothwendig ablehnen, und alle Schuld jener irrigen Anwendung auf mich allein nehmen. Hr. Heyne schrieb mir damals bloß: „Daß die Imagines wirkliche Wachsbilder waren, hätte nie sollen bezweifelt

*) De Imaginibus Romanorum Dissertationes Duae — scripsit D. *Henr. Abr. Eichstaedt.* Petropoli 1806. 4.

werden, wie Sie wohl erwiesen haben. Nur neulich fiel mir die Stelle von Sever's Apotheose in die Hände (Herodian. IV, 3.)." — Allerdings aber ist in dieser Stelle nicht von dem Ahnenbilde, sondern von der in Wachs nachgeahmten Figur des Kaisers Severus selbst die Rede.

Herrn Eichstädt's eigene Meinung geht dahin, daß diese Ahnenbilder aus Wachs nach der größten Ähnlichkeit verfertigte und gefärbte Masken oder Larven, bis auf die Brust herabgehend, gewesen seyn, und daß diese bei der Leichenfeier eines Abkömmlings derer Ahnen, die sie vorstellten, von lebenden Menschen seyn vorgelegt worden, die den Leichenzug begleiteten, und das ganze Kostum und Benehmen der Verstorbenen nachahmten. Dadurch sey der Leichenzug eine Art von Maskerade geworden, nicht unähnlich der ehemaligen Sitte bei der Beerdigung eines Fürsten, wobei ein Ritter, mit Schild und Rüstung des Verstorbenen angethan, der Leiche folgte, oder noch ähnlicher den Prozessionen der Katholiken am Frohnleichnamsfeste.

Am meisten spricht für diese Meinung die auch von Lessing angeführte, aber freilich nicht völlig richtig verstandene und übersetzte Stelle des Polybius.*) In seiner trefflichen Ausgabe dieses Geschichtschreibers war schon Prof. Schweighäuser auf die nämliche Erklärung gerathen; nur daß Hr. Eichstädt in dem Nebenumstande von ihm abweicht, daß er glaubte, auf der Leichenbahre habe ein dem Verstorbenen ähnlich bekleideter und verlarvter wirklicher Mensch, kein bloßes Wachsbild, gelegen. Andere Stellen sind weniger entscheidend; wohl aber

*) L. VI. c. 53. Vol. II. p. 567. ed. *Schweigh.* Cf. Annotationes, Vol. VI. p. 394.

erhält Hrn. Eichstädt's Meinung noch mehr Bestätigung durch die von einem Recensenten seiner Schrift *) angezogene Stelle im Sueton, **) wo es von Vespasian's Leichenfeier heißt: Sed et in funere Favor, Archimimus, *personam ejus ferens imitansque, ut est mos,* facta et dicti viri.

Wenn ich übrigens nicht sehr irre, so nähert sich von den bisherigen Meinungen über diesen Gegenstand die Lessingische der von Hrn. Eichstädt sehr wahrscheinlich gemachten am meisten, oder beide lassen sich vielmehr sehr wohl mit einander verträglich machen. Die Larven konnten gar wohl, um sie desto ähnlicher zu erhalten, von den Gesichtern der Verstorbenen abgeformt werden; und über den Ausdruck des Plinius: expressi cera vultus, erinnert Herr Eichstädt (S. 106) selbst, daß derselbe weit eher von Masken, als von Büsten zu verstehen sey, und auch in anderen Stellen von Bildern gebraucht werde, die nur die Vorderseite des Kopfes zeigen. Eben so sagt Lessing (III. 204.): „Meint Hr. Klotz, daß vultus auch nicht einmal ein körperliches, von allen Seiten bearbeitetes, Brustbild bedeuten könne? Ich glaube es auch. Aber auch dann noch folgt es nicht, daß die Nachahmung dieses Antlitzes nichts anderes, als ein Gemälde, könne gewesen seyn. Konnte es nicht gleichsam ein Mittel zwischen beiden geben?"

---

*) In der Hallischen Allgem. Litteraturzeitung v. 1807, Nr. 64.

**) Vespas. c. 19.

Bayerische Staatsbibliothek München

erhält Hrn. Eichstädt's Meinung noch mehr Bestätigung durch die von einem Recensenten seiner Schrift*) angezogene Stelle im Sueton,**) wo es von Vespasian's Leichenfeier heißt: Sed et in funere Favor, Archimimus, *personam ejus ferens imitansque, ut est mos*, facta et dicti viri.

Wenn ich übrigens nicht sehr irre, so nähert sich von den bisherigen Meinungen über diesen Gegenstand die Lessingische der von Hrn. Eichstädt sehr wahrscheinlich gemachten am meisten, oder beide lassen sich vielmehr sehr wohl mit einander verträglich machen. Die Larven konnten gar wohl, um sie desto ähnlicher zu erhalten, von den Gesichtern der Verstorbenen abgeformt werden; und über den Ausdruck des Plinius: expressi cera vultus, erinnert Herr Eichstädt (S. 106) selbst, daß derselbe weit eher von Masken, als von Büsten zu verstehen sey, und auch in anderen Stellen von Bildern gebraucht werde, die nur die Vorderseite des Kopfes zeigen. Eben so sagt Lessing (III. 204.): „Meint Hr. Klotz, daß vultus auch nicht einmal ein körperliches, von allen Seiten bearbeitetes, Brustbild bedeuten könne? Ich glaube es auch. Aber auch dann noch folgt es nicht, daß die Nachahmung dieses Antlitzes nichts anderes, als ein Gemälde, könne gewesen seyn. Konnte es nicht gleichsam ein Mittel zwischen beiden geben?“

---

*) In der Hallischen Allgem. Litteraturzeitung v. 1807, Nr. 64.

**) Vespas. c. 19.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lessing, Gotthold Ephraim,

Gotthold Ephraim Lessing's sämmtliche Schriften

Bd.: 32

Berlin (1828)

Opp. 653 m-31/32
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10605082-6